Die Skalpjäger,

ein Roman aus Mexico

von

Capitain Mayne Reid,

Verfasser der „Freischaar" u. a. W.

Aus dem Englischen.

Dritter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Die Skalpjäger.

Dritter Theil.

Erstes Kapitel.

Ein Kesseltreiben auf Büffel.

Ein Marsch von zwanzig Meilen brachte uns an die Stelle, wo wir erwarteten, daß sich die übrigen Mitglieder der Bande anschließen würden. Wir fanden einen kleinen Fluß, welcher seine Quelle in der Pinnonkette hatte und westlich dem San Pedro zuströmt. Er war mit Cottonbäumen und Weiden besetzten, und bot Gras genug für unsere Pferde dar. Hier lagerten wir uns, zündeten im Dickicht ein Feuer an, kochten unser Wolfsfleisch, aßen es und legten uns schlafen.

Die Bande kam am Morgen zu uns, nachdem sie die ganze Nacht geritten war. Ihre Mundvorräthe waren ebensogut, wie die unsrigen, verzehrt, und statt unsere müden Thiere ausruhen zu lassen, drangen wir durch einen Wald in der Sierra vor, da wir hofften, auf der andern Seite Wild zu finden.

Gegen Mittag kamen wir durch den Gebirgspaß in eine Gegend voller „Oeffnungen", — kleiner Prairien, die von dicht verwachsenen Wäldern umkränzt und mit Bauminseln besäet waren.

Diese Prairien waren mit hohem Grase bedeckt und als wir hinein ritten, zeigten sich uns Büffelspuren. Wir sahen ihre Wege, ihren Dung und die Stellen, wo sie sich gewälzt hatten.

Wir waren noch an dem Flusse, bei dem wir übernachtet hatten, und machten Mittagsrast, um unsere Thiere ausruhen zu lassen. Die borstigen Gestalten der Cactuspflanzen, welche mit einer Menge, rother und gelber Früchte bedeckt waren, umgaben uns im Ueberfluß. Wir pflückten die Birnen des Pitahaya und aßen sie begierig. Wir fanden Berberitzen, Yampos und die Wurzeln der pomme blanche; wir verzehrten Früchte und Pflanzen verschiedener Art, die nur in dieser Gegend einheimisch sind.

Aber die Magen der Jäger sehnten sich nach ihrer Lieblingsnahrung, der Feistrippen und Budings der Büffel, und nach einer zweistündigen Rast ritten wir durch die Oeffnungen weiter.

Wir mochten etwa eine Stunde weit im Chapporal vorgedrungen sein, als Rube, der in der Eigenschaft eines Führers mehrere Schritte vorausritt, sich im Sattel umwandte und auf die Erde deutete.

„Was giebt es dort, Rube?“ fragte Seguin leise.

„Frische Büffelfährten, Capitain!“

„Könnt Ihr errathen, wieviel?“

„Etwa fünfzig. Sie sind dort durch das Dickicht gebrochen, ich kann den Himmel erkennen. Nicht weit von uns ist ein offener Platz und ich wette um eine Biberhaut, daß sie darin sind. Ich glaube, daß es eine kleine Prairie ist, Capitain.“

„Halt, Leute,“ sagte Seguin, „bleibt hier und haltet Euch still! Reitet vorwärts, Rube! Kommen Sie, Mr. Haller. — Sie lieben die Jagd, begleiten Sie uns!“

Ich folgte dem Führer und Seguin, gleich ihnen langsam und schweigend dahinreitend, durch das Gebüsch.

Nach wenigen Minuten erreichten wir den Rand einer mit langem Gras bedeckten Prairie. Wir schauten vorsichtig durch das Laub und konnten den offenen Boden vollständig übersehen. Die Büffel waren darin.

Es war, wie Rube vermuthet hatte, eine kleine Prairie von etwa anderthalb Meilen Breite und auf allen Seiten mit dichtem Chapporal umschlossen.

Beinahe in der Mitte war eine Insel von starken Bäumen und dicht belaubtem Gebüsche. Eine Reihe von Weiden verkündete die Anwesenheit von Wasser.

„Dort ist eine Quelle,“ murmelte Rube, „sie haben soeben ihre Nasen darin abgekühlt.“

Dies war nicht zu verkennen, denn einige von den

Thieren schritten in diesem Augenblicke unter den Weiden hervor und wir konnten die nasse Erde an ihren Seiten und den von ihren Mäulern herabhängenden Speichel sehen.

„Wie können wir uns ihnen nähern, Rube?“ fragte Seguin. „Denkt Ihr, daß wir auf sie zugehen können?“

„Ich bezweifle es, Capitain, das Gras würde uns nicht decken, und sie gehen außer dem Bereich des Gebüsches.“

„Aber wie dann? wir können sie nicht hetzen, — es ist nicht Platz genug dafür da, — sie würden bei dem ersten Anlauf in das Dickicht stürzen — wir würden sie sicher alle verlieren.“

„Das ist so gewiß, wie die Bibel!“

„Was ist zu thun?“

„Ich suche mir ein anderes Verfahren, was jetzt eingeschlagen werden kann.“

„Was ist es?“

„Ein Kesseltreiben!“

„Sehr wahr — wenn wir das können. Wie geht der Wind?“

„Er ist eben so todt, wie ein Indianer, dem der Kopf abgeschnitten ist,“ antwortete der Jäger, indem er eine kleine Feder von seiner Mütze nahm und in die Luft warf; „seht, Capitain, sie fällt gerade herab!“

„So ist es.“

„Wir können die Büffel leicht umgehen, ehe sie uns spüren, und wir haben Leute genug, um einen Zaun um sie zu machen. Es muß aber bald geschehen, Capitain, sie bewegen sich dort auf den Waldrand zu.

„Nun, so wollen wir die Leute theilen,“ sagte Seguin, indem er sein Pferd umwendete. „Ihr könnt die eine Hälfte an ihren Posten führen, ich wende mit der andern. Haller, Sie thun am besten, wenn Sie bleiben, wo Sie sind. Es ist der beste Posten, den Sie erlangen können. Haben Sie Geduld! es kann eine Stunde dauern, ehe sie Alle aufgestellt sind. Wenn Sie das Horn hören, so mögen Sie vorwärts galoppiren und Ihr Bestes thun. Wenn es uns gelingt, so werden Sie eine hübsche Jagd und ein gutes Abendessen haben, wornach Sie wahrscheinlich jetzt ein großes Bedürfniß fühlen.“

Hiermit verließ mich Seguin und ritt, von dem alten Rube gefolgt, zu den Leuten zurück.

Es war ihre Absicht, die Bande in zwei Schaaren zu theilen, die sich in entgegengesetzter Richtung bewegten und in regelmäßigen Zwischenräumen hier und da einen Mann zurückließen. So lange sie sich auf dem Marsche befanden, sollten sie sich im Dickicht halten und erst auf ein gegebenes Signal zum Vorschein kommen. Auf diese Weise konnten wir, wenn die Büffel uns Zeit zur Ausführung der Bewegung gestatteten, fast sicher sein, uns der ganzen Heerde zu bemächtigen.

Sobald mich Seguin verlassen, sah ich nach Büchse und Pistolen und setzte frische Zündhütchen auf.

Ich hatte nun weiter keine Beschäftigung, blieb im Sattel sitzen und betrachtete die Thiere, welche, ohne Gefahr zu ahnen, weideten. Ich war nur in Angst, daß sich ein ungeschickter Bursche zu früh zeigen und so unser ganzes Vergnügen verderben würde.

Nach einiger Zeit konnte ich die Vögel im Dickicht auffliegen sehen und das Kreischen der blauen Elster verkündete mir die Fortschritte der beiden Schaaren.

Dann und wann erhob ein alter Stier am Saume der Heerde seine zottige Mähne, spürte im Winde und schlug mit dem Hufe heftig auf den Boden, indem er offenbar den Argwohn hatte, daß nicht Alles in Ordnung sei.

Die übrigen schienen diese Demonstrationen nicht zu beachten, sondern weideten ruhig das hohe Gramegras ab.

Ich dachte, wie hübsch wir sie in der Falle haben würden, als ich einen aus der Bauminsel hervorkommenden Gegenstand sah. Es war ein Büffelkalb und ich bemerkte, daß es sich der Heerde anschloß. Ich hielt es für einigermaaßen sonderbar, daß es sich von den andern getrennt hatte, da sich die Kälber, welche von den Müttern in der Kenntniß des Wolfes unterrichtet werden, gewöhnlich bei der Heerde halten.

Es ist an der Quelle zurückgeblieben, dachte ich;

vielleicht haben es die andern vom Wasser gedrängt, und es hat nicht eher trinken können, als bis sie fort waren.

Es kam mir vor, als bewege es sich ungeschickt, — wie, als ob es verwundet wäre; — aber es kam durch das lange Gras und ich konnte es nicht gut erkennen.

Eine Bande von Coyoten schlich, wie gewöhnlich, der Heerde nach. Sie unternahmen, da sie das aus dem Gehölz kommende Kalb erblickten, einen augenblicklichen, gleichzeitigen Angriff auf dasselbe, ich konnte sie rund um das Kalb springen sehen, und glaubte sogar, ihr wüthendes Knurren zu hören. Aber das Kalb schien sich mitten durch sie zu kämpfen und nach Kurzem sah ich es sich seinen Gefährten anschließen, wo ich es unter den Uebrigen aus den Augen verlor.

Ein muthiger, junger Stier, dachte ich, und ließ von Neuem mein Auge über den Chapporal gleiten, um zu beobachten, wie die Jäger vorwärts drangen. Ich bemerkte das Flattern schimmernder Vögel über dem Gebüsch und hörte die schrillen Stimmen der Elstern. Diesem nach zu urtheilen, bemerkte ich, daß die Leute sich langsam genug bewegten. Seguin hatte mich vor einer halben Stunde verlassen und ich bemerkte, daß sie noch nicht halb herum waren.

Ich begann, meine Berechnungen über die Länge der Zeit, welche ich zu warten haben würde, anzustellen.

Der Durchmesser der Prairie beträgt anderthalb Meilen; sie ist ein Kreis; drei Mal soviel macht vier und eine halbe Meile. Bah! ich werde das Signal in nicht weniger als einer Stunde hören, ich muß also geduldig sein, und — was! die Thiere lagern sich? — gut! — es hat keine Gefahr, daß sie sich daran machen wir werden eine treffliche Jagd haben! Eins — zwei — drei — sechs von ihnen haben sich gelegt — es muß von der Hitze und dem Wasser kommen, sie haben zu viel getrunken — da ist noch einer! — und ihre Bäuche zu sehr mit dem fetten Gramagras gefüllt! Die glücklichen Burschen! sie haben nichts zu thun, als zu essen, während ich — Nummer acht ist nieder! — nun, ich hoffe auch zu essen. Wie sonderbar sie sich legen! wie verschieden es von allem andern Vieh, welches ich beobachtet habe, ist! Ich habe noch nie Büffel sich zur Ruhe begeben sehen und sie befolgen dabei ein ganz besonders ruhiges Verfahren; man sollte denken, daß sie fallen, als ob sie erschossen wären — wieder zwei bei den übrigen! Sie werden bald alle auf dem Rasen liegen — um so besser! wir wollen herangaloppiren, ehe sie sich wieder aufrichten können. O hörte ich nur jenes Horn!

Und so fuhr ich fort, von einem Gedanken zum andern zu schweifen und dem Signale zu lauschen, obgleich ich wußte, daß es in einiger Zeit nicht gegeben werden konnte.

Die Büffel bewegten sich, langsam weidend, vorwärts und legten sich einer nach dem andern nieder. Ich hielt es für sonderbar, daß sie sich so der Reihe nach hinlegten, aber ich hatte bemerkt, daß das zahme Rindvieh mitunter das Gleiche that, und war zu jener Zeit mit den Gewohnheiten der Büffel nur wenig bekannt. Einige von ihnen schienen sich auf dem Boden umher zu werfen und mit den Füßen auszuschlagen. Ich hatte von einer Eigenthümlichkeit dieser Thiere, welche man das Wälzen nennt, gehört. Ho, sie werfen sich, dachte ich. Ich hätte gern diese merkwürdige Bewegung deutlicher gesehen, aber das hohe Gras verhinderte mich daran; ich erblickte nur ihre zottigen Schultern und zuweilen ihre über den Rasen hinauf ausschlagenden Hufe.

Ich beobachtete ihre Bewegungen mit großem Interesse, denn ich war jetzt sicher, daß die Einschließung vollständig geschehen sein würde, ehe sie an das Aufstehen dachten. Endlich hatte der Letzte der Heerde das Beispiel seiner Gefährten befolgt und war zu Boden gestürzt.

Sie lagen jetzt alle im Grase begraben auf ihren Seiten; ich glaubte, das Kalb immer noch auf den Füßen zu sehen; aber in diesem Augenblick erschallte das Horn.

Von allen Seiten der Prairie erhob sich ein gleichzeitiges Hurrah.

Ich gab meinem Pferde die Sporen und sprengte

in die offene Ebene hinaus. Fünfzig Andere hatten das gleiche gethan und schossen mit lautem Geschrei aus dem Dickicht.

Ich galoppirte mit in der linken Hand ruhendem Zügel und kreuzweise über dem Sattel geworfener Büchse, von der wilden Aufregung, die ein solches Abenteuer erzeugt, vollkommen erfüllt, vorwärts. Ich war gespannt und bereit — ich wollte und mußte den ersten Schuß haben.

Es war nur eine kleine Entfernung zwischen der Stelle, welche ich eingenommen hatte, und dem ersten Büffel. Ich befand mich bald in Schußweite, während mein Pferd wie ein Pfeil dahinflog.

Schläft das Thier? — ich bin keine zehn Schritte von ihm entfernt und doch rührt es sich nicht! Ich will, während es liegt, darauf feuern.

Ich erhob meine Büchse, legte sie an und wollte so eben abdrücken, als etwas Rothes in meine Augen schimmerte.

Es war Blut!

Ich senkte mein Gewehr mit einem Gefühle des Entsetzens und begann den Büffel anzusehen. Ehe ich aber noch Halt machen konnte, befand ich mich mitten in der am Boden liegenden Heerde. Hier blieb mein Pferd plötzlich stehen, und ich saß wie verzaubert im Sattel. Ich war unter dem Einflusse eines abergläubischen Schreckens. Vor mir und um mich war Blut

wohin ich mich auch wenden mochte, überall ruhte mein Auge auf Blut!

Meine Kameraden näherten sich mit lautem Geschrei; aber einer nach dem andern hielt plötzlich, wie ich es gethan, mit Mienen voller Bestürzung und Verwunderung an.

Es war bei einem solchen Anblick nichts Seltsames. Vor uns lagen die Körper der Büffel. Sie waren alle todt, oder zuckten im Todeskampfe. Ein jeder hatte eine Wunde im Nacken und aus dieser rieselte der rothe Strom über ihre noch keuchenden Seiten herab. Blut quoll aus ihren Mäulern und Nüstern, Pfützen davon sickerten durch den Prairierasen und von den Hufen hinweggeschleuderte, geronnene Tropfen hatten das Gras um sie her besprengt.

O Gott! — was konnte es bedeuten —?

„Wagh! — santissima! — sacré Dieu!“ rief der Jäger. „Dies hat sicher keine sterbliche Hand gethan!“

„Es war sicher keine andere,“ sagte eine wohlbekannte Stimme, „wenn Ihr einen Indianer einen Sterblichen nennt; es war eine Rothhaut und dieses Kind — schaut her!“

Ich hörte bei diesem unerwarteten Ausruf das Knacken eines Büchsenhahns. Ich wendete mich um; Rube erhob soeben sein Gewehr. Mein Auge folgte

unwillkürlich der Richtung des Laufes. Im Grase bewegte sich ein Gegenstand.

„Ein noch ausschlagender Büffel," dachte ich, als ich die Masse dunkelbraunen Haares sah; „er wird ihm ein Ende machen — es ist das Kalb!"

Ich hatte kaum die Bemerkung gemacht, als das Thier sich auf seine Hinterfüße erhob und ein wildes, menschliches Geschrei ausstieß.

Die zottige Haut wurde abgeworfen und wir erblickten einen nackten Wilden, welcher seine Arme flehend ausstreckte.

Ich hätte ihn nicht retten können, die Büchse hatte geknallt, die Kugel eilte ihrem Ziele zu.

Ich sah sie seine braune Brust treffen, wie ein Hagelkrystall an eine Fensterscheibe schlägt, das rothe Blut spritzte heraus und das Opfer fiel vorn über auf den Körper eines von den Thieren.

„Wagh!" rief einer von Männern, „warum habt Ihr ihm nicht Zeit gelassen, das Fleisch abzuhäuten? er hätte das auch thun können, da er einmal darüber war," und der Mann lachte über seinen grausamen Scherz.

„Schaut hierher, Jungen," sagte Rube, indem er auf die Baumgruppe deutete, „wenn Ihr Euch scharf umseht, so könnt Ihr noch ein zweites Kalb dort aufscheuchen; ich werde nach dem Haar dieses Indianers sehen."

Die Jäger galoppirten auf diese Andeutung hin nach der Bauminsel und umringten dieselbe.

Ich fühlte die größte Unentschlossenheit und den größten Widerwillen über dieses kaltblütige Blutvergießen. Ich zügelte mein Pferd fast unwillkürlich und begab mich nach der Stelle, wo der Wilde gefallen war. Er lag mit dem Rücken nach oben da; er war bis an die Hüften nackt, unter der linken Schulter war eine Kugel herausgedrungen, und der schwarzrothe Strom tröpfelte an seinen Körper herab. Die Glieder zitterten noch, aber es waren die letzten Krämpfe des scheidenden Lebens.

Die Haut, in welche er sich gehüllt hatte, lag noch an derselben Stelle, wo er sie abgeworfen hatte. Neben ihr lag ein Bogen und mehrere Pfeile. Die letztern waren bis an die Kerben purpurn; die Federn waren in Blut getaucht und klebten an den Schaften. Sie hatten die riesigen Leiber der Thiere durchbohrt und ein jeder Pfeil mehreren das Leben genommen.

Der alte Trapper ritt gemächlich auf seiner Stute zu der Leiche heran.

„Funfzig Dollars die Haut,“ murmelte er, indem er sein Messer herauszog und sich über den Körper bückte, „das ist mehr, als ich für meine bekommen habe. Es geht weit über den Biber — zum Teufel mit dem Biber! sage ich. Ein Prümchen die Haut verlohnt des Trappens nicht, wenn auch das Viehzeug so häufig

wäre wie Heuschrecken. Auf, Nigger,“ fuhr er fort, indem er das lange Haar des Wilden erfaßte und das Gesicht aufwärts hielt, „wir wollen einen Blick auf Deine Fratze werfen. Hurrah! ein Wolfsapache! Hurrah!“

Ein Schimmer rachsüchtigen Triumphs erhellte das Gesicht des sonderbaren Alten, als er die wilden Ausrufe ausstieß.

„Ist er ein Apache?“ fragte einer von den Jägern, die in der Nähe geblieben waren.

„Das ist er — ein Wolfsapache! — dieselben Nigger, welche diesem Kinde die Ohren gestutzt haben, zum Teufel mit ihnen! — Ich kann überall, wo ich sie erblicke, auf ihre häßlichen Fratzen schwören, wagh, wagh! Alter Wolf! holst Du es endlich? — Du bist eine Schönheit, das ist nicht zu verkennen.“

Hierauf erfaßte er die langen Scheitellocken des Wilden, schnitt mit zwei Bewegungen seines Messers, welches er in der Quart und Terz hielt, einen Kreis um den Wirbel des Kopfes, welcher so vollkommen war, als ob er mit einem Zirkel gemessen worden wäre, wickelte darauf das Haar um sein Handgelenk und that einen schnellen Ruck nach außen. In demselben Augenblicke ging die scharfe Klinge unter der Haut durch und der Scalp war abgerissen.

„Das zählt Sechs,“ fuhr er vor sich hinmurmelnd fort, während er den Skalp an seinen Gürtel steckte.

Sechs zu Funfzig macht dreihundert Dollars für Apachenhaar; zum Teufel mit dem Bibertrappen, sage ich.“

Nachdem er die blutige Trophäe verwahrt hatte, wischte er sein Messer an dem Haar eines von den Büffeln ab, und schnitt einen kleinen Kerb in das Holzwerk seiner Büchse, neben fünf andern bereits dort eingegrabenen. Diese sechs Kerbe bedeuteten nur Apachen. Als aber mein Auge weiter über die Umrisse des Gebirges hinwegschweifte, sah ich, daß dieses furchtbare Register noch viel andere Columnen enthielt.

Zweites Kapitel.

Noch ein Coup.

Ich vernahm einen Schuß, was mich veranlaßte, meine Augen von der Beschäftigung des ohrenlosen Trappers abzulenken. Als ich mich umwendete, sah ich ein blaues Wölkchen über die Prairie ziehen, vermochte aber nicht zu beurtheilen, auf welchen Gegenstand der Schuß abgefeuert worden war.

Dreißig bis vierzig Jäger hatten die Baumgruppen umgeben und saßen in einer Art unregelmäßigem Kreis in ihren Sätteln. Sie waren noch in einiger Entfernung von dem Gehölz, als ob sie sich außer Pfeilschußweite hielten. Ihre Flinten lagen quer über ihren Sätteln und sie schrien einander zu.

Es war nicht zu vermuthen, daß der Wilde allein gewesen sei. Ohne Zweifel befanden sich noch einige von seinen Kameraden im Dickicht. Es konnten ihrer

jedoch nicht viele sein, denn das Gebüsch war nicht stark genug, um mehr als ein Dutzend von ihnen zu bergen, und die scharfen Augen der Jäger drangen auf allen Seiten hinein.

Sie erinnerten mich an Jäger auf einer Haide, welche das Auftreiben des Wildes erwarteten. Aber hier, o Gott, war das Wild ein menschliches.

Es war ein furchtbares Schauspiel. Ich blickte auf Seguin, da ich dachte, daß er sich einmischen könne, um die barbarische Jagd zu verhindern. Er bemerkte meinen forschenden Blick und wendete sein Gesicht von mir ab. Ich glaubte, daß er sich des Werkes schämte, worin seine Leute begriffen waren; aber die Tödtung oder Gefangennahme der Indianer, welche etwa im Gehölz sein mochten, war jetzt eine nothwendige Maßregel geworden, und ich wußte, daß alle meine Einwendungen unbeachtet bleiben würden. Was die Leute selbst betraf, so hätten sie darüber nur gelacht. Es war ihr Zeitvertreib — ihr Handwerk, und ich bin überzeugt, daß in diesem Augenblick ihre Gefühle nicht sehr von denen verschieden waren, welche sie beseelt haben würden, wenn sie einen Bären aus seiner Höhle getrieben hätten. Sie waren vielleicht etwas, jedenfalls aber um nichts mehr der Barmherzigkeit geneigt.

Ich hielt mein Pferd an und erwartete mit peinlicher Empfindung die Entwickelung dieses wilden Drama's.

„Vaya, Irlandes, was habt Ihr gesehen?“ fragte einer von den Mexicanern Barney.

Ich ersah hieraus, daß der Irländer den Schuß abgefeuert hatte.

„Eine Rothhaut, bei Jesus!“ antwortete der Letztere.

„War es nicht Euer eigener Schatten, den Ihr im Wasser erblickt habt?“ rief der Jäger spöttisch.

„Vielleicht war es der Teufel, Barney!“

„Wahrhaftig, Freund, ich habe etwas gesehen, was ihm ungeheuer ähnlich sah, und es auch getödtet.“

„Ha, ha, ha, Barney hat den Teufel getödtet!“

„Wagh!“ rief ein Trapper, indem er sein Pferd auf das Dickicht zusprengte, „der Narr hat nichts gesehen.“

„Halt, Kameraden!“ rief Garey, „wir wollen einen sichern Plan befolgen; der Rothkopf hat Recht. Es sind Indianer in den Büschen, ob er sie nun gesehen hat, oder nicht. Jenes Stinkthier ist nicht allein gewesen. Versucht es einmal auf diese Weise.“

Der junge Trapper stieg ab, wendete sein Pferd so, daß es die breite Seite dem Gebüsch zukehrte, hielt sich außerhalb desselben und begann, sein Thier in einer Spirale gehen zu lassen, welche sich allmälig dem Gehölz näherte. Auf diese Weise war sein Körper geschützt und nur sein Kopf über dem Sattel zu sehen, auf dem er die Büchse gespannt und schußfertig ruhen ließ.

Mehrere Andere stiegen, als sie dieses Manöver

Garey's bemerkten, ebenfalls ab und befolgten sein Beispiel.

Es herrschte eine tiefe Stille, während sie den Durchmesser ihrer Kreise immer enger werden ließen.

Nach Kurzem waren sie dicht an der Bauminsel, immer noch zischte aber kein Pfeil heraus. Befand sich Niemand darin? Es schien so zu sein, und die Leute drangen furchtlos in das Dickicht.

Ich beobachtete alles dies mit aufgeregten Gefühlen. Ich begann zu hoffen, daß Niemand im Gebüsch sei. Ich lauschte auf jeden Ton. Ich hörte das Knistern der Zweige, das Murmeln der Leute. Es herrschte ein kurzes Schweigen, während sie eifrig vordrangen.

Darauf hörte ich einen plötzlichen Schrei, und eine Stimme rief:

„Eine todte Rothhaut, — hurrah für Barney!"

„Barney's Kugel ist durch ihn gegangen, hurrah, alter Himmelblauer, kommt her und seht, was Ihr gethan habt!"

Die übrigen Jäger ritten jetzt mit dem frühern Soldaten auf das Dickicht zu. Ich folgte ihnen langsam. Als ich herankam, sah ich sie den Körper eines Indianers, eines nackten Wilden, gleich dem andern auf den offen Boden schleppen. Er war todt und sie schickten sich an, ihn zu skalpiren.

„Kommt her, Barney," rief einer von den Leuten

scherzhaft; „das Haar hier gehört Euch; warum zieht Ihr es nicht ab, Mann?“

„Sagt Ihr, daß es mein ist?“ fragte Barney den Redner.

„Ganz gewiß, Ihr habt ihn getödtet, er ist von Rechtswegen Euer.“

„Und ist das wirklich fünfzig Dollars werth?“

„So gut, als ob es Weizen wäre.“

„Wollt Ihr dann so freundschaftlich sein, es für mich abzuschneiden?“

„O gewiß, mit dem größten Vergnügen,“ antwortete der Jäger, indem er den Skalp ablös'te und ihm denselben übergab. Barney nahm die häßliche Trophäe und es schien mir, als ob er nicht besonders stolz auf sie war. Der arme Teufel mochte sich so mancher Verletzung der Gesetze der Garnisonsdisciplin schuldig gemacht haben, offenbar war dies aber seine erste Lection im Menschentödten!

Die Jäger stiegen jetzt ab und begannen im Dickicht hin und her zu spüren. Die Nachsuchung war eine höchst aufmerksame, denn es war immer noch ein Räthsel zu lösen. Man hatte einen Extrabogen, — d. h. einen dritten, mit seinem Pfeilköcher gefunden — wo war der Eigenthümer? konnte er durch das Dickicht entkommen sein, während die Leute um die gefallenen Büffel beschäftigt waren? Es war möglich, wenn auch kaum wahrscheinlich. Aber die Jäger wuß-

ten, daß diese Wilden eher — wie wilde Thiere — wie Hasen — als wie Menschen, laufen können, und vielleicht war er in das Chapporal entkommen.

„Wenn der Indianer entkommen ist," sagte Garey, so haben wir keine Zeit mit dem Abhäuten der Büffel zu verlieren. Ich bin überzeugt, daß eine Menge von Leuten seines Stammes keine zwanzig Meilen von hier ist."

„Seht dort unter die Weiden, dicht an dem Wasser!" antwortete die Stimme des Anführers.

Der Teich war trübe und an den Rändern von Büffelfährten zerstampft. Auf der einen Seite war er tief. Hier hingen Weiden über ihn, bis in das Wasser herab. Mehrere stiegen hier hinein und begannen den Boden mit ihren Lanzen und Büchsenkolben zu untersuchen.

Der alte Rube war unter den Uebrigen herangekommen und zog in der Absicht, wieder zu laden, mit seinen Zähnen den Pfropfen aus dem Pulverhorn. Sein kleines, dunkles Auge blitzte überall hin — über ihn, unter ihn und in das Wasser.

Es schien ihm ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf zu fahren. Ich sah ihn den Pfropfen zurückschieben, den Irländer, welcher ihm am nächsten stand, am Arme fassen, und leise und hastig zumurmeln:

„Patty — Barney — gebt mir Eure Flinte! — schnell, Mann! — schnell!"

Barney übergab ihm auf diese eindringliche Bitte sogleich sein Gewehr, während er die ihm von dem Trapper in die Hand gesteckte leere Büchse nahm.

Rube erfaßte eifrig die Muskete und senkte das Auge, gleich, als ob er im Begriff sei, nach einem Gegenstande im Teiche zu feuern. Plötzlich drehte er seinen Körper um, richtete sein Gewehr in die Höhe und feuerte in das dichte Laub.

Es erfolgte ein schriller Schrei, — ein schwerer Körper brach durch die Zweige und stürzte zu meinen Füßen auf den Boden. Warme Tropfen spritzten in meine Augen — es war Blut! Ich wurde davon geblendet, ich rieb mir die Augen, um wieder sehen zu können und hörte die Leute aus allen Seiten des Dickichts herbeistürzen.

Als ich wieder sehen konnte, verschwand eben ein nackter Wilder durch die Blätter.

„Bei der Hölle! ich habe ihn verfehlt!“ rief der Trapper. „Zum Teufel mit Euern Soldatenflinten!“ fügte er hinzu, indem er die Muskete niederwarf und mit gezogenem Messer nacheilte.

Ich folgte unter den Uebrigen. Ich hörte mehrere Schüsse, als wir durch das Gebüsch brachen.

Wie ich an den äußern Rand kam, konnte ich den Indianer, immer noch auf den Füßen und mit der Schnelligkeit einer Antilope laufend, sehen.

Er blieb nicht in einer directen Linie, sondern be-

schrieb einen Zickzack, indem er von einer Seite zur andern sprang; um seinen Verfolgern, deren Büchsen die ganze Zeit über hinter ihm knallten, nicht gehörig zielen zu lassen. Bis jetzt hatte noch keine von ihren Kugeln Wirkung gehabt, wenigstens nicht so, daß sie ihn gelähmt hätte. Auf seinem braunen Körper war ein Blutstreifen sichtbar; aber die Wunde schien ihn, wo sie auch sein mochte, nicht an der Flucht zu verhindern

Ich glaubte, daß er keine Aussicht auf das Entkommen haben könne, und hatte nicht die Absicht, meine Büchse auf ein solches Ziel abzufeuern. Ich blieb daher im Gebüsch und beobachtete die Gegend. Einige von den Jägern fuhren fort, ihm zu Fuße zu folgen, während die schlaueren nach ihren Pferden zurückeilten. Diese waren zufällig alle auf der entgegengesetzten Seite des Dickichts, nur mit einer Ausnahme, nämlich der Stute des Trappers Rube. Sie weidete an der Stelle, wo Rube abgestiegen war, unter den getödteten Büffeln und direct in der Lage der Jagd.

Als sich ihr der Wilde näherte, schien ihn ein plötzlicher Gedanke zu durchzucken. Er wich ein wenig von seiner Richtung ab, riß den Pflock aus der Erde, schlang den Lasso mit der Schnelligkeit eines Gaucho zusammen und sprang auf den Rücken des Thiers.

Es war eine gut gefaßte, aber für den Indianer unglückliche Idee. Er hatte kaum den Sattel berührt, als ein eigenthümlicher Ruf, lauter als üblich, erklang.

Er kam von dem ohrenlosen Trapper. Der Mustang erkannte den Ruf seines Herrn, und statt der Führung seines Reiters zu folgen, schwenkte er plötzlich und galoppirte zurück. In diesem Augenblick schweifte ein, auf den Wilden abgefeuerter Schuß den Schenkel der Stute. Sie legte die Ohren zurück und begann so heftig auszuschlagen, daß alle ihre Füße zu gleicher Zeit in der Luft zu sein scheinen.

Der Indianer versuchte jetzt aus dem Sattel zu springen; aber das abwechselnde Ausschlagen der Vorder- und Hinterfüße warf ihn einige Augenblicke gewissermaaßen in der Waage hin und her.

Er wurde endlich nach Außen geschleudert und fiel auf dem Rücken zu Boden.

Ehe er noch zu sich kommen konnte, war ein Mexicaner herangeritten und hatte ihn mit seiner Lanze an die Erde gefesselt.

Jetzt trat eine Fluchscene ein, in welcher Rube die Hauptrolle spielte, oder vielmehr die Bühne ganz allein hatte. Die Soldatenflinten wurden der Verdammniß geweiht und da der alte Trapper auch über die Wunde, welche seine Stute erhalten hatte, zornig war, erhielt der „schiefäugige Grünschnabel“ einen Theil seiner Verwünschungen.

Der Mustang hatte jedoch keinen erheblichen Schaden gelitten, und nachdem dies ermittelt worden war,

gingen die lauten Zornesausbrüche in ein leises Murren über und hörten endlich völlig auf.

Da kein Zeichen davon zu existiren schien, daß sich noch andere Wilde in der Nähe befanden, war es für die Jäger jetzt das Wichtigste, ihren Hunger zu befriedigen. Es war bald ein Feuer angezündet und ein reichliches Mahl von Büffelfleisch brachte die gewünschte Wirkung hervor.

Nach Beendigung der Mahlzeit wurde eine Berathung gehalten. Wir kamen überein, uns nach der alten Mission zu begeben, von der man wußte, daß sie nicht über zehn Meilen entfernt lag. Wir konnten uns dort im Fall eines Angriffs von den Wolfsapachen, zu welchen die drei Wilden gehörten, vertheidigen. Wir fürchteten Alle, daß sie unsere Fährte finden und uns einholen könnten, ehe wir im Stande waren, uns wieder von der Ruine zu entfernen.

Die Büffel waren bald abgehäutet und aufgepackt, und wir traten in westlicher Richtung die Reise nach der Mission an.

Drittes Kapitel.

Ein bitterer Trank.

Wir erreichten die Ruine bald nach Sonnenuntergang, scheuchten die Eulen und Wölfe auf und machten unsern Bivouac unter den verfallenen Mauern. Unsere Pferde wurden auf den öden Rasenplätzen und in den lange vernachlässigten Gärten, wo die reifen Früchte ungepflückt von den Bäumen fielen, angebunden. Schnell angezündete Feuer erleuchteten das graue Gebäude mit ihrer erheiternden Gluth, und aus den Hautpacken wurden Fleischstücke genommen und zu Abend geröstet.

Es war Wasser im Ueberfluß vorhanden. Ein Arm des San Pedro floß an den Mauern der Mission vorüber, in den Gärten befanden sich Yamstrauben, Granatäpfel, Quitten, Melonen, Birnen, Pfirsichen und Aepfel, und mit diesen wurde unser Mahl verschönt.

Es war bald vorüber, und wir stellten Vedetten auf den Wegen aus, welche zu der Ruine führten. Die Leute waren vom Fasten schwach und angegriffen, streckten sich kurz darauf bei ihren Sätteln aus und waren bald eingeschlafen.

Dies war Alles, was ich von unserer Nacht in der Mission zu San Pedro zu erzählen weiß.

Wir wollten drei Tage, oder so lange dort bleiben, bis das Büffelfleisch getrocknet sein würde.

Es waren unangenehme Tage für mich. Der Müssiggang ließ die halbwilden Eigenschaften meiner Genossen erkennen. Gottlose Scherze und furchtbare Flüche erschallten beständig in meine Ohren, so daß ich gern mit dem alten Botaniker, der während dieser drei Tage in der glücklichen Aufregung neuer Entdeckungen lebte, in den Wald wanderte.

Auch an dem Maricopa fand ich einen Gesellschafter. Der merkwürdige Mann hatte die Wissenschaften eifrig studirt und war mit fast jedem berühmten Schriftsteller bekannt. Er wurde nur dann zurückhaltend, wenn ich von ihm selbst zu sprechen begann.

Seguin war während dieser Tage schweigsam und wenig umgänglich geblieben. Er beachtete das, was um ihn her vorging, nur wenig. Er schien an Ungeduld zu leiden, da er alle Augenblicke dem Tasajo einen Be=

such machte. Er brachte viele Stunden auf den nahen Höhen zu und blickte ängstlich nach Osten, dem Punkte, von welchem unsere auf dem Pinnon befindlichen Spione herankommen würden.

Die Ruine besaß eine Azotea. Ich hatte die Gewohnheit, diese Stelle Abends aufzusuchen, wenn die Sonne weniger heiß geworden war. Sie gewährte eine schöne Aussicht in's Thal; aber ihre Hauptschönheit lag für mich in der Zurückgezogenheit, welche ich hier genießen konnte. Die Jäger kletterten selten hinauf, und ihre wilden, zügellosen Gespräche blieben, so lange ich oben war, ungehört. Ich pflegte meine Decke auf den verfallenen Zinnen auszubreiten und mich, darauf ausgestreckt, süßen Rückerinnerungen oder noch süßeren Träumen von der Zukunft hinzugeben. Nur ein Gegenstand erfüllte mein Gedächtniß, — nur auf diesem Gegenstande verweilten meine Hoffnungen.

Ich hätte dies wenigstens denjenigen, welche wahrhaft geliebt haben, nicht zu sagen brauchen.

Ich bin auf meiner Lieblingsstelle, der Azotea. — Es ist Nacht, scheint es jedoch kaum zu sein. Der volle Herbstmond zieht an einem wolkenlosen, blauen Himmel zum Zenith auf, in meinem fernen Heimathslande wird der Erntemond sein. Hier scheint er nicht auf die Ernte, leuchtet nicht dem Schnitter auf dem

Heimwege; aber die unter allen Himmelsstrichen schöne Jahreszeit ist in diesen romantischen Wildnissen um nichts weniger köstlich. Ich bin auf einer Hochebene der nördlichen Anden und viele tausend Fuß über der Meeresfläche. Die Luft ist dünn und trocken. Ich kann ihre große Ausdehnung an der größeren Deutlichkeit der Gegenstände, der anscheinenden Nähe der Berge, welche ich fern weiß, und der Schärfe ihrer am Himmel abgezeichneten Umrisse erkennen. Ich bemerke sie an der Abwesenheit der Hitzeextreme, an der Elasticität meines Blutes und dem leichten Spiele meiner Lungen. Dies ist die Gegend für hectische Wangen und hohle Augen. Wollte Gott, daß manche Völker dies wüßten!

Die Luft ist völlig rein und von dem milchweißen Mondlichte erfüllt. Mein Auge ruht auf merkwürdigen Gegenständen — auf den diesem Boden eigenthümlichen Vegetationsformen; sie flößten mir durch ihre Neuheit Interesse ein. In dem weißen Lichte sah ich die lancettförmigen Blätter der Yuca, die hohen Säulen der Pitahoya und die zackigen Blätter des Cochenille-Cactus.

Der Lärm des Lagers, der Menschen und Thiere dringt bis zu mir herauf; aber dem Himmel sei Dank! — ich kann nur sein entferntes Summen hören.

Es giebt noch eine Stimme, die meinem Ohre erfreulicher ist, — das Lied des Spottvogels, der Nachtigall der westlichen Welt. Er läßt seine Klänge aus

den Wipfeln eines nahegelegenen Baumes ertönen; er erfüllt die Luft mit seinen süßen Melodien.

Der Mond scheint über Allem und ich beobachte seinen aufwärts gerichteten Lauf. In mir herrscht ein Gedanke, welchen er zu beherrschen scheint -- die Liebe. Wie oft haben die Dichter seine Macht über die holde Leidenschaft besungen. Bei ihnen war es nur eine Phantasie — ein graziöser Ausdruck; aber zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen ist es ein Glaube gewesen. Woher kommt dieser Glaube? ist er uns nicht in den Zuflüsterungen von einem Gotte mitgetheilt worden — denselben Flüstertönen, welche uns seine eigene Existenz verkünden? kann es nicht eine Wahrheit sein? ist nicht der Geist am Ende doch materiell? — ein electrisches Fluidum? — warum soll er denn nicht von dem stillen Monde beeinflußt werden? warum soll er nicht seine Strömungen haben, so gut wie die Lüft und der Ocean?

Ich folgte diesem Gedankengange, während ich das milchweiße Licht des Mondes eintrank. Ich verweilte auf den Scenen, welche die Ruine um mich vor die Augen treten ließ — die Thaten und Unthaten der Patres in Kapuze und Kutte und ihrer Knechte. Die Gedanken an diese erfüllten meinen Geist und färbten sie mit der Romantik des Alterthums. Aber sie blieben nicht lange Gegenstände des

Nachdenkens. Ich wanderte über sie hinweg und kehrte wieder zu dem Gedanken an das schöne Wesen zurück, welches ich vor Kurzem verlassen hatte, — an Zoe — die schöne Zoe.

Dachte sie auch an mich? war ihr meine Abwesenheit schmerzlich? wartete sie auf meine Rückkehr? waren ihre Augen bethaut, wenn sie von der einsamen Terrasse herabblickte?

Mein Herz antwortete mit stolzen, glücklichen Pulsschlägen „ja!“

Wie lange konnte es dauern, bis die entsetzlichen Scenen, die ich jetzt um ihretwillen erduldete, vorüber waren? Tage — viele Tage fürchtete ich. Ich liebe das Abenteuerliche, mein Leben ist sein Spielwerk gewesen; — aber ein solches! — Ich hatte noch kein Verbrechen begangen, obgleich ich seine Begehung durch die Nothwendigkeit, in welche ich mich versetzt, gebilligt hatte. Wie lange konnte es dauern, ehe mich die Nothwendigkeit zu Thaten zwang, welche eben so schwarz waren, wie die der mich umgebenden Männer?

In dem Progamm, welches Seguin mir vorlegte, war nichts von den Grausamkeiten, wovon ich jetzt Zeuge sein mußte, vorgekommen. Es war nicht die Zeit, um zurückzublicken, sondern vorwärs — und vielleicht über andere Scenen, des Blutes und der Brutalität — zu der glücklicheren Stunde, wo ich

mein Versprechen gelöſ't und vielleicht Zoe, — die ſchöne Zoe — gewonnen haben würde.

Meine Träume wurden unterbrochen. Ich hörte Stimmen und Schritte. Sie näherten ſich der Stelle, wo ich lag. Ich konnte ſehen, daß zwei Männer, in einem eifrigen Geſpräche begriffen, herbeikamen. Sie bemerkten mich nicht, da ich hinter einem Fragmente der verfallenen Brüſtung im Schatten lag. Als ſie näher kamen, erkannte ich das Patois meines canadiſchen Dieners, aber auch das ſeines Begleiters glaubte ich zu erkennen. Es war ohne allen Zweifel Barney.

Die Wackern waren ſeit Kurzem ſehr vertraut geworden, und wie ich bemerkt hatte, öfter beiſammen. Irgend eine Gefälligkeit hatte den Infanteriſten ſeinem klugen und erfahrenen Genoſſen theuer gemacht und dieſer ihn unter ſeinen Schutz und Schirm genommen.

Ich war über die Störung ärgerlich, war aber, von Neugier getrieben, ſtill und lauſchte.

Barney ſprach, als ſie ſich näherten:

„Wahrhaftig, Maſter Godé, ich würde ſelbſt heute Abend noch ein Tröpfchen holen. Ich habe das Fäßchen ſchon früher bemerkt; aber der Teufel ſoll mich in Empfang nehmen, wenn ich gedacht habe, daß es etwas Anderes, als kaltes Waſſer wäre. Heilige

Maria, daß der alte deutsche Sünder ein ganzes Faß mitgebracht hat, und Alles allein behält! Ihr seid überzeugt, daß es vom rechten Stoffe ist?“

„Ja, es ist Liqueur — Aguardiente.“

„Aguardiente, sagt ihr?“

„Oui, c'est vrai, Monsieur Barney, ich habe ihn sehr viel Mal berochen. Er stinkt très fort — verdammt stark — verdammt gut.“

„Warum wollt Ihr ihn aber nicht selbst stehlen? Ihr wißt genau, wo ihn der Doctor verwahrt und könnt weit leichter daran kommen, als ich.“

„Pourquoi, Barney? — weil ich dem Doctor packen helfe, mon ami! Par Dieu, er würde mich in Verdacht nehmen!“

„Ich sehe den Grund davon nicht ein. Er kann Euch auf alle Fälle in Verdacht nehmen, und dann —?“

„O, dann schadet es nichts. Ich werde einen großen Schwur thun. Nein, ich werde dann ein ganz reines Gewissen haben.“

„Beim heiligen Moses, wir müssen jedenfalls den Liqueur haben, und wenn Ihr ihn nicht holen wollt, so werde ich es thun, das ist ausgemacht, nicht wahr?“

„Oui, très bien!“

„Nun, so ist jetzt die beste Zeit dazu. Der alte Bursche ist soeben fortgegangen, ich habe ihn selbst gesehen. Dies ist ein ganz nettes Plätzchen zum Trinken. Kommt und zeigt mir, wo er ihn verwahrt, um,

bei St. Patrick, ich bin Euer Mann, um ihn zu holen."

„Très bien, allons, monsieur Barney, allons!"

So unverständlich die Unterhaltung auch gewesen sein mochte, so verstand ich doch jedes Wort davon. Der Naturforscher hatte unter seinem Gepäck ein kleines Fäßchen Aguardiente — Mozcal-Branntwein — mitgebracht, um die neue Species der Schlangen- oder Eidechsenarten, auf die er etwa stoßen würde, darin aufzubewahren. Was ich jetzt hörte, war weder mehr, noch weniger, als ein Complot, das Fäßchen mit seinem Inhalte zu stehlen.

Mein erster Impuls war der, aufzuspringen und sie an ihrer Absicht zu verhindern, sowie meinem Voyageur und seinem rothhaarigen Gefährten einen heilsamen Tadel zugehen zu lassen. Eine kurze Ueberlegung überzeugte mich aber, daß sie auf eine andere Weise besser bestraft werden konnten. Ich wollte sie sich selbst bestrafen lassen.

Ich erinnerte mich, daß der Doctor einige Tage, ehe wir das Ojo de vaco erreichten, eine Schlange von der Natterart, zwei bis drei Eidechsen und ein häßliches Thier gefangen hatte, welches in der Jägersprache der gehörnte Frosch genannt wird — die Agama cornuta von Texas und Mexico.

Er hatte sie in dem Fäßchen aufbewahrt; ich hatte gesehen, wie er sie hineinsteckte, und offenbar ahnte

weder mein Franzose, noch der Irländer etwas davon. Ich kam daher zu dem Entschlusse, sie einen vollen Becher von dem Stoffe trinken zu lassen, ehe ich mich in's Mittel legte.

Ich wußte, daß sie bald mit dem Fäßchen zurückkehren würden, und blieb, wo ich war.

Ich brauchte nicht lange auf sie zu warten. Nach wenigen Minuten kamen sie heran, und Barney trug das der Plünderung geweihte Fäßchen.

Sie setzten sich ganz in meiner Nähe nieder, suchten das Spundloch, füllten ihre Blechbecher und begannen zu trinken.

Man hätte nirgends ein durstigeres Paar von Sterblichen finden können und ein jeder leerte seinen Becher mit dem ersten Zuge bis auf den Grund.

„Hat es nicht einen sonderbaren Geschmack?“ sagte Barney, nachdem er das Gefäß von seinen Lippen genommen hatte.

„Ja, das ist wahr.“

„Was meint Ihr, das es ist?“

„Es riecht, wie ein verdammter — ein verdammter —“

„Meint Ihr Fisch?“

„Ja, wie ein verdammter Fisch. — Es hat einen sehr bizarren Geruch, fichtre!“

„Der Deutsche hat wahrscheinlich etwas hineingethan, um dem Aguardiente Geschmack zu geben. Er

ist ungemein stark, das macht ihn nicht schlimmer. Aber es würde ein schlechtes Getränk neben einem alten Fäßchen von irischem Branntwein sein. Ach heiliger Moses, das ist der ächte Stoff!"

Hier schüttelte der Irländer den Kopf, um mit mehr Nachdruck die Bewunderung des irischen Whisky auszudrücken.

„Nun, Monsieur Godé," fuhr er fort, „Whisky ist jedenfalls Whisky, und wenn wir die Butter nicht haben können, so sehe ich nicht ein, weshalb wir das Brot ausschlagen sollen? Ich möchte daher auch noch um eine Kleinigkeit aus dem Fasse bitten," und hiermit hielt er ihm sein Blechgefäß zur Füllung hin.

Godé erhob das Fäßchen und schüttete einen weiteren Theil seines Inhalts in ihre Becher.

„Mon Dieu, was ist in meinem Becher?" rief er, nachdem er getrunken hatte.

„Was es ist? laßt sehen! meiner Seel', es ist ein sonderbares Geschöpf."

„Sacré, es ist ein verdammter texanischer — ein Frosch! Das ist der verdammte Fisch, der so gestunken hat. O wagh! — ah — ah!"

„Ach, heiliger Moses, in meinem ist auch einer. Jesus, es ist eine Scorpioneidechse! wagh! ah!"

„O wagh! ah — ah! Mon Dieu!"

„Och — och — och!"

„Sacré!"

„Och — ach — o wagh! ah — ah!"

„O verdammt! — wagh!"

„Der alte Doctor hat — ach — ach! — ach! heilige Jungfrau!"

„Ha, ha! Gift! — Gift!"

Und die beiden Zecher schwankten über die Azotea hin, entleerten ihre Magen und schrien im äußersten Schrecken, daß Gift in dem Branntwein sein könne.

Ich hatte mich erhoben und lachte laut über den Spaß. Dies, sowie die Rufe der Leute brachten eine Menge von Jägern auf das Dach, die, sobald sie bemerkten, was vorgegangen, einstimmten und die Ruine von ihrer wilden Lustigkeit widerhallen ließen.

Der Doctor war mit den Uebrigen herbeigekommen; aber mit dem Vorfalle weniger zufrieden. Nach kurzem Suchen fanden sich jedoch die Eidechsen und wurden in das Faß, welches zu seinem Zweck noch immer Branntwein genug enthielt, zurückgeworfen. Es lief von nun an keine Gefahr mehr, selbst von dem durstigsten Jäger der Schaar angerührt zu werden.

Viertes Kapitel.

Die gespenstische Stadt.

Am Morgen des vierten Tages kamen unsere Spione, und berichteten, daß die Navajos den Weg nach Süden eingeschlagen hätten!

Sie waren am zweiten Tage, nachdem wir die Quelle verlassen hatten, zu derselben zurückgekehrt, und dort der Weisung der Pfeile gefolgt. Es war Dacoma's Schaar — im Ganzen etwa dreihundert Krieger.

Uns blieb jetzt weiter nichts mehr übrig, als so schnell als möglich aufzupacken und unsern Weg nach Norden fortzusetzen.

Nach einer Stunde waren wir im Sattel und folgten den felsigen Ufern des San Pedro.

Eine lange Tagereise führte uns in das öde Thal

des Gila, an dessen Gewässern wir übernachteten. Wir schliefen in der Nähe der berühmten Ruinen, welche den zweiten Ruhepunkt der wandernden Azteken gebildet hatten.

Mit Ausnahme des Botanikers, des Cocohäuptlings, meiner selbst und vielleicht Seguins, schien sich kein Mitglied der Schaar um diese interessanten Antiquitäten zu kümmern. Die Spuren von grauen Bären, welche auf dem schlammigen Boden entdeckt wurden, kümmerten die Jäger weit mehr, als das zerbrochene Irdengeschirr und seine bemalten Hieroglyphen.

Zwei von diesen Thieren wurden in der Nähe des Lagers entdeckt, und es erfolgte ein wüthender Kampf, bei welchem einer von den Mexicanern beinahe das Leben verlor, und nur davon kam, nachdem der größte Theil der Haut von seinem Halse und Kopfe gerissen worden war.

Die Bären selbst wurden getödtet und zum Abendessen verspeis't.

Unser nächster Tagemarsch führte den Gila hinauf bis an die Mündung des San Carlosflusses, wo wir wieder übernachteten.

Der San Carlos kommt von Norden herab, und Seguin hatte beschlossen, diesen Fluß etwa hundert Meilen weit hinauf zu reisen und darauf östlich nach dem Lande der Navajos zu gehen.

Als diese Entscheidung bekannt wurde, zeigte sich

große Unzufriedenheit unter den Leuten, und man hörte auf allen Seiten aufrührerische Zuflüsterungen.

Kurz nachdem wir Halt gemacht hatten, begaben sich jedoch einige von den Männern an den Ufern des Stromes hinauf und sammelten in seinem Bett einige Goldkörner. Die Anzeichen des kostbaren Metalls — die Quixa — welche von den Mexicanern Goldmutter genannt wird — fanden sich unter den Felsen. Es gab Bergleute unter der Schaar, welche es wußten, und dies schien sie zufrieden zu stellen. Es wurde nicht weiter davon gesprochen, nach dem Prieto zu gehen, vielleicht war der San Carlos eben so reich. Das Gerücht hatte ihm ebenfalls den Namen eines Goldflusses gegeben; auf alle Fälle mußte der Zug die Quelle des Prieto auf der westlichen Reise erreichen, und diese Aussicht hatte die Wirkung, die Aufsätzigen wenigstens auf eine Zeit zu beruhigen.

Hierzu trug noch eine Rücksicht bei — der Charakter Seguins. Es gab unter der ganzen Bande kein einziges Individuum, welches sich ihm entgegengesetzt hätte. Sie kannten ihn dafür zu gut, und obgleich wenige von diesen Männern einen hohen Werth auf ihr Leben setzten, wenn sie dem Gebirgsgesetze nach Recht zu haben glaubten, so wußten sie doch, daß eine Verzögerung des Zuges, um Gold zu sammeln, weder ihrem Vertrage mit ihm gemäß, noch seinen Wünschen angenehm war. Viele von den Mitgliedern wurden über=

dies von ähnlichen Motiven getrieben, wie Seguin selbst, und diese verlangten eben so eifrig darnach, den Navajostädten zuzueilen.

Auf die Mehrzahl hatte noch eine Rücksicht Einfluß. Die Schaar Dacoma's mußte auf unsere Fährte kommen, wenn sie von dem Wege der Apachen zurückgekehrt war.

Wir konnten daher keine Zeit mit Goldsuchen verschwenden, und dieses wußte selbst der Einfältigste von den Skalpjägern.

Mit Tagesanbruch waren wir wieder auf dem Marsche und ritten an den Ufern des San Carlos hinauf.

Wir waren jetzt in die große Wüste gekommen, welche sich nördlich vom Gila bis an die Quellen vom Colorado erstreckt. Wir betraten sie ohne Führer, denn kein Mitglied der Bande hatte je diese unbekannte Gegend durchreis't, selbst Rube wußte nichts von diesem Theile des Landes. Wir waren ohne Compaß, aber diesen bedurften wir nicht. Es gab wenige unter der Schaar, welche nicht nach Norden oder Süden deuten konnten, ohne sich um mehr als einen Grad zu irren. Wenige von ihnen konnten nicht bei Tag und bei Nacht den Himmel und die wahre Zeit bis auf zehn Minuten bestimmen. Wenn sie nur den klaren Himmel und die Zeichen der Bäume und Felsen hatten, so brauchten sie weder Compaß noch Chronometer. Ein unter dem blauen Himmel der Prairiehochlande und der Gebirgs-

parks zugebrachtes Leben, in welchen selten ein Dach den Anblick dieser azurnen Wölbung unmöglich machte, hatte die Jäger und Trapper zu Astronomen gebildet.

Aus solchen Fähigkeiten bestand ihre, durch eine Menge gefahrvoller Vorfälle erlangte Erziehung. Mir kam ihre Kenntniß solcher Dinge wie Instinct vor.

Wir hatten aber in Bezug auf unsere Richtung einen Führer, welcher eben so wenig täuschte, wie die Magnetnadel. Wir durchreis'ten die Gegend der Polarpflanze, deren Blattflächen fast bei jedem Schritte uns den Meridian andeuteten. Sie wuchsen auf unserm Pfade und wurden von den Hufen unserer Pferde zertreten.

Wir reis'ten mehrere Tage lang nördlich durch ein Land von seltsam aussehenden Bergen, deren Gipfel sich in phantastischen Formen und Gruppirungen zum Himmel erhoben. Einmal sehen wir kugelförmige Gestalten, wie Kirchenkuppeln, ein anderes Mal erheben sich vor uns gothische Thürme, und die nächste Oeffnung zeigte uns scharfe, nadelartig zugespitzte Piks, welche geradeauf in den blauen Himmel emporschossen. Wir sahen säulenartige Formen andere horizontalliegende stützen — ungeheure Gerölle von Trappfelsen brachten Einem auf die Idee, daß sie vorsündfluthliche Ruinen von riesigen Druiden seien.

Mit der Eigenthümlichkeit der Formation verband sich die glänzendste Färbung. Wir sahen rothe, weiße,

grüne und gelbe Felsen-Schichten, welche in ihrer Färbung so lebhaft waren, als ob sie soeben von der Palette des Malers kämen.

Sie waren von keinem Rauch verdunkelt worden, seit sie sich aus ihren unterirdischen Betten erhoben hatten. Keine Wolke umhüllte ihre nackten Umrisse. Es war kein Wolkenland, denn während unserer Reise zwischen ihnen, sahen wir am Himmel keinen einzigen Flecken. Ueber uns war nichts, als der blaue, unbegrenzte Aether.

Ich erinnerte mich an die Bemerkungen Seguins.

Es lag etwas Aufmunterndes in dem Anblick dieser weiten Berge, etwas Lebensvolles, was uns verhinderte, die wirkliche Oede zu fühlen, von welcher wir umgeben waren. Zuweilen konnten wir uns des Glaubens nicht enthalten, daß wir in einer dichtbevölkerten Gegend seien, — einer Gegend voll Reichthum und Civilisation, wie es aus ihrer architektonischen Großartigkeit hervorzugehen schien — und doch reis'ten wir in Wirklichkeit durch die wildesten Theile der Erde, die nie ein menschlicher Fuß, der nicht einen Mocassin trug, betreten hatte — die Gegend der Wolfsapachen und der erbärmlichen Yamparicos.

Wir reis'ten an den Ufern des Flusses hinauf und suchten hier und da an unsern Haltplätzen nach dem glänzenden Metall; es war nur in kleinen Quantitäten zu finden und die Jäger begannen laut vom Prieto zu

sprechen, wo ihrer Einbildung nach das Gold klumpenweise umherliegen sollte.

Am vierten Tage, nachdem wir den Gila verlassen hatten, kamen wir an eine Stelle, wo der San Carlos sich eine Schlucht durch eine hohe Sierra gewühlt hatte. Hier übernachteten wir. Am Morgen fanden wir, daß wir dem Flusse nicht weiter folgen konnten, ohne den Berg zu überklettern und Seguin kündete seine Absicht an, ihn zu verlassen und östlich zu gehen.

Die Jäger beantworteten diese Erklärung mit einem wilden Hurrah! Die goldene Vision war wieder vor ihnen.

Wir blieben, bis die Mittagshitze vorüber war, am San Carlos und erquickten unsere Pferde im Flusse. Hierauf sattelten wir und ritten in die Ebene hinaus. Es war unsere Absicht, die ganze Nacht hindurch vorwärts zu reiten, oder so lange, bis wir Wasser erreichten, da wir wußten, daß ohne dieses das Halten nutzlos sein würde.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir sahen, daß eine furchtbare Wüste — eine von den Strecken ohne Gras, Holz oder Wasser — vor uns lag. Wir sahen in weiter Ferne eine niedrige Bergreihe von Norden nach Süden gehen, und jenseits derselben eine sich über diese erhebende Kette. Die entferntere enthielt schneebedeckte Gipfel. Wir sahen, daß sie gesonderte Ketten waren und daß die entferntere eine

große Höhe besaß. Dies erkannten wir an dem ewigen Schnee auf ihren Gipfeln.

Wir wußten übrigens, daß wir am Fuße der Schneekette Wasser finden würden — vielleicht den Fluß, welchen wir suchten. — Aber die Entfernung war ungeheuer, und wenn wir es nicht an der nähern Kette fanden, so konnten wir auf ein Abenteuer rechnen — auf die Gefahr zu verdursten. Dies war unsere Aussicht. Wir ritten über den dürren Boden — über Ebenen von Lava und spitzigen Felsen, welche die Hufe unserer Pferde verwundeten und viele davon lähmten. Um uns gab es keine andere Vegetation, als das kränkliche Grün des Beifußes oder das stinkende Blatt der Kreosotpflanze. Es war kein anderes lebendes Wesen zu sehen, als die braune, häßliche Eidechse, die Klapperschlange und die Wüstengrille, welche in Miriaden über den dürren Boden krochen und von den Hufen unserer Pferde zertreten wurden.

„Wasser!" war das Wort, welches in mehr als einer Sprache ausgestoßen zu werden begann.

Wir waren noch keine zwanzig Meilen vom San Carlos entfernt, als auch unsere Kürbisflaschen vollkommen trocken wurden. Der Staub der Ebene und die heiße Atmosphäre hatten ungewöhnlich schnell Durst erzeugt und sie bald geleert.

Wir waren am Nachmittag aufgebrochen, bei

Sonnenuntergang schienen die Berge vor uns noch um keine einzige Meile näher gekommen zu sein.

Wir reis'ten die ganze Nacht hindurch, und als die Sonne aufging, waren wir noch eine ziemliche Strecke von ihnen. Dies kam von dem trügerischen Charakter jener krystallhellen Atmosphäre.

Die Leute begannen undeutlich zu sprechen, sie hielten bleierne Kugeln und Obsidianstücke im Munde, die sie mit verzweifelter Heftigkeit kauten.

Wir kamen bald nach Sonnenaufgang am Fuße des Gebirges an. Zu unserer Bestürzung war kein Wasser zu finden.

Die Berge waren eine Reihe von unfruchtbaren Felsen, und so dürr, daß selbst der Kreosotbusch keine Nahrung an ihren Abhängen fand. Sie waren noch eben so völlig von Vegetation entblößt, wie zu der Zeit, wo das vulkanische Feuer sie zum Lichte erhoben hatte. Wir sendeten nach allen Richtungen Abtheilungen aus, aber nach langer, auf fruchtloses Umherschweifen verwendeter Zeit, gaben wir verzweifelt die Nachforschungen auf.

Ein Paß schien durch die Gebirgskette zu führen, und wir betraten ihn und ritten schweigend und düster vorwärts.

Wir kamen bald auf der andern Seite heraus und dort bot sich unsern Blicken ein Schauspiel von eigenthümlichem Charakter.

Vor uns lag eine, auf allen Seiten von hohen Bergen umgebene Ebene; an ihrem entferntesten Rande befand sich die Schneekette, deren ungeheure Klippen sich senkrecht Tausende von Fußen über der Ebene erhoben.

Die Felsen schienen höher und immer höher über einander gehäuft worden zu sein, bis sie eine Decke von fleckenlosem Schnee überzogen hatte.

Was aber am eigenthümlichsten erschien, war die Ebene. Sie war mit einem Mantel von jungfräulich weißer Farbe — dem Anscheine nach von Schnee — bedeckt, und doch war die höhere Stelle, von welcher wir sie sahen, nackt, und wurde von der Sonne heiß beschienen. Was wir im Thale erblickten, konnte also kein Schnee sein.

Während ich über die eintönige Oberfläche dieser Ebene, und dann auf die Berge, welche sie wie eine Mauer umgaben, blickte, drückten sich meinem Geiste Ideen von Kälte und Verödung ein. Es schien, als ob Alles um uns her todt sei, und die Natur in ihrem Leichentuche läge.

Ich sah, daß meine Gefährten von ähnlichen Gefühlen beseelt waren, aber Keiner sprach, und wir begannen den Paß, welcher in das Thal führte, hinabzureiten.

So weit ich sehen konnte, zeigte sich auf der Ebene kein Wasser; aber was konnten wir anders thun, als sie überschreiten? Ich glaubte an ihrem entfern=

testen Rande am Fuße der Berge eine schwarze Linie, wie Baumwuchs, zu bemerken, und auf diesen Punkt richteten wir unsern Marsch.

Als wir die Ebene erreichten, erwies sich das, was wie Schnee erschienen war, als Soda. Eine tiefe Kruste davon lag auf dem Boden — genug, um die Bedürfnisse des ganzen Menschengeschlechts zu befriedigen — und doch lag sie da, ohne daß sich je eine Hand bewegt hätte, um sie zu sammeln.

Drei bis vier felsige Hügel waren in der Nähe der Mündung des Passes und auf unserm Wege.

Als wir um sie bogen und weiter in die Ebene hinauskamen, begann sich eine Oeffnung im Gebirge zu zeigen. Durch diese strömten die Sonnenstrahlen herein und warfen eine Wand von gelbem Licht über die eine Seite des Thals, in der die vom Winde aufgetriebenen Sodakrystalle in Myriaden zu schweben schienen.

Als wir hinabstiegen, bemerkten wir, daß die Gegenstände ein ganz anderes Aussehen, als sie von oben gezeigt hatten, anzunehmen begannen.

Wie mit einem Zauberschlage verschwand plötzlich die schneeige Oberfläche; vor uns lagen grüne Felder, hohe, mit einem düstern grünen Laub bedeckte Bäume erhoben sich.

„Cottonbäume!“ rief ein Jäger, als sein Auge auf diesen noch entfernten Hainen ruhte.

„Es sind hohe Stämme, — wagh!“ rief ein Anderer.

„Ich rechne, daß dort Wasser sein muß, Burschen!“ bemerkte ein Dritter.

„Ja, Sir, solche Sprößlinge sieht man nicht aus einer dürren Prairie wachsen, schaut hin, halloh!“

„Bei Golly! dort ist ein Haus!“

„Ein Haus? — eins — zwei — drei — ein Haus? — es ist eine ganze Stadt! Da, Jim, schaut dorthin, wagh!“

Ich ritt mit Seguin im vordersten Gliede, während die übrigen Personen der Schaar sich hinter uns hinzogen. Ich hatte eine Zeitlang zerstreut auf den Boden geschaut — die schneeweiße Decke angeblickt, und auf das Knarren der Hufe meines Pferdes gehört.

Diese Ausrufe veranlaßten mich, die Augen zu erheben. Der Anblick, welcher ihnen begegnete, war einer, welcher mich zwang, mit einem plötzlichen Ruck anzuhalten. Seguin hatte das Gleiche gethan, und ich sah, daß die ganze Schaar Halt gemacht hatte.

Wir waren soeben an einer von den Höhen, welche uns die Aussicht auf die große Oeffnung benommen hatten, vorübergekommen. Diese lag jetzt direct vor uns und an ihrer Südseite erhoben sich die Wälle und Thürme einer Stadt — einer, nach ihrer Entfernung und dem Aussehen ihrer colossalen Architektur zu urtheilen, mächtigen Stadt. Wir konnten die Säulen von

Tempeln, und Thüren und Thore und Fenster und Balcone und Zinnen unterscheiden. Ueber die Dächer erhoben sich eine Menge von Thürmen, und in der Mitte stand ein tempelartiges Gebäude, dessen massive Kuppel hoch über alle andern hinausragte.

Ich blickte diese plötzliche Erscheinung mit einem Gefühle des Unglaubens an. Es war ein Traum, eine Phantasie, eine Luftspiegelung, — ha, es war die Mirage.

Aber nein, die Mirage konnte kein so vollkommenes Bild hervorbringen. Ich sah Dächer und Schornsteine und Mauern und Fenster. Ich erblickte die Zinnen befestigter Häuser mit ihren regelmäßigen Einkerbungen. Es war eine Wirklichkeit — es war eine Stadt.

War es das Cibolo des spanischen Padre? war es jene Stadt mit den goldenen Thoren und polirten Thürmen? war die Geschichte des Priesters doch begründet? wer hatte erwiesen, daß sie eine Fabel sei? wer war je in diese Gegend, in dieses Land gedrungen, wo, wie der Geistliche sagte, die goldene Stadt Cibolo existiren sollte?

Ich sah, daß Seguin eben so verblüfft und entsetzt war, wie ich. Er wußte nichts von diesem Lande, er hatte nie eine solche Luftspiegelung gesehen!

Wir saßen eine Zeitlang, von seltsamen Empfindungen durchdrungen, in unsern Sätteln. Sollen wir

vorwärts gehen? Ja, wir müssen Wasser erreichen, wir sind dem Verdursten nahe!

Und hiervon angetrieben, sprengten wir vorwärts.

Wir waren erst einige Schritte weiter geritten, als die Jäger einen plötzlichen, gleichzeitigen Schrei ausstießen; ein neuer Gegenstand — ein Gegenstand des Entsetzens — lag vor uns. Am Fuße des Berges erschienen eine Reihe von dunkeln Gestalten — es waren Reiter!“ —

Wir zogen unsere Pferde beinahe auf die Hinterschenkel, — unsere ganze Linie hielt wie ein Mann.

„Indianer!“ riefen Mehrere.

„Es müssen Indianer sein,“ murmelte Seguin, „es giebt hier keine Anderen. — Indianer! nein! es hat nie solche gegeben! seht, es sind keine Menschen! Betrachtet ihre mächtigen Pferde, ihre langen Flinten, es sind Riesen! — Beim Himmel!“ fuhr er nach einer augenblicklichen Pause fort, „sie sind körperlos, sie sind Gespenster!“

Die Jäger hinter uns stießen Entsetzensrufe aus.

Waren dies die Bewohner der Stadt?

Es lag ein auffallendes Verhältniß in der Größe der Pferde und Reiter!

Ich war auf einen Augenblick eben so entsetzt, wie die Uebrigen, aber nur auf einen Augenblick. Eine plötzliche Erinnerung durchblitzte mich, ich dachte an den Harz und seine Dämonen. Ich wußte, daß das Phä-

nomen vor uns nichts anderes sein konnte — eine optische Täuschung, — ein Bild der Luft!

Ich erhob meine Hand über meinen Kopf, der vorderste von den Riesen ahmte die Bewegung nach.

Ich gab meinem Pferde die Sporen und galloppirte vorwärts, — er that das Gleiche, wie um mir entgegenzukommen. Nach einigen Augenblicken war ich an dem Luftspiegelungswinkel vorüber und die Riesenschatten verschwanden gedankenschnell in der Luft.

Die Leute waren mir nachgeritten und sahen, da sie ebenfalls an dem Luftspiegelungswinkel vorübergekommen waren, nichts mehr von dem Reiterheere.

Auch die Stadt war verschwunden; aber wir konnten die Umrisse einer Menge eigenthümlicher Formationen in den Trappfelsenschichten, welche den Rand des Thales durchzogen, unterscheiden.

Die hohen Bäume waren nicht mehr zu sehen, aber ein Gürtel von Weiden — wirklichen Weiden, — war am Fuße des Berges in der Oeffnung zu erkennen. Unter ihrem Laube blitzte etwas in der Sonne, wie ein Silberbach. Es war Wasser! es war ein Arm des Prieto.

Unsere Pferde wieherten bei dem Anblick, und kurz darauf waren wir am Ufer des Flusses abgestiegen und knieten vor dem holden Geiste des Wassers.

Fünftes Kapitel.

Der Goldberg.

Nach einem so anstrengenden Marsche war es nöthig, länger, wie gewöhnlich, anzuhalten; wir blieben jenen ganzen Tag und die folgende Nacht bei dem Arroyo. Aber die Jäger sehnten sich, aus dem Prieto selbst zu trinken, und den folgenden Morgen ritten wir auf diesen Fluß zu. Spät am Nachmittag waren wir an seinen Ufern.

Es war ein eigenthümlicher Fluß — er strömte durch eine Gegend von öden, kahlen, wüsten Felsen. Durch diese hatte sich der Strom in zahlreichen Schluchten einen Weg gebrochen und braus'te in einem an den meisten Stellen unzugänglichen Bette dahin.

Es war ein schwarzer, düsterer Fluß. — Wo war sein Goldsand?

Nachdem wir eine Strecke weit an seinem Ufer hingeritten waren, machten wir an einem Punkte, wo wir sein Bette erreichen konnten, Halt.

Die Jäger kletterten, für alles Andere achtlos, begierig zu den steilen Klippen und stiegen zum Wasser hinab. Sie hielten sich kaum so lange auf, bis sie getrunken hatten und krochen durch die schmalen Räume zwischen abgelös'ten und von oben heruntergefallenen Felsenmassen. Sie erhoben den Schlamm mit ihren Händen und wuschen ihn in ihren Bechern. Sie hämmerten mit ihren Tomahawks an den Quarzfelsen umher und zermalmten sie zwischen großen Steinen. Keine Spur des kostbaren Metalls war zu finden. Sie mußten den Fluß entweder zu hoch oben getroffen haben, oder das Eldorado lag noch weiter nach Norden.

Naß, müde, zornig und unter Flüchen der getäuschten Hoffnung gehorchten sie dem Signal, vorwärts zu marschiren.

Wir ritten den Fluß hinauf und übernachteten an einer Stelle, wo das Wasser wieder für unsere Pferde zugänglich war.

Hier suchten die Jäger wieder nach Gold und fanden es abermals nicht.

Jetzt wurde das aufrührerische Murmeln zu lauten Worten.

Das Goldland lag unter ihnen — sie zweifelten

nicht daran. Der Häuptling hatte sie absichtlich an den San Carlos geführt, um sie zu täuschen. Er wußte, daß dies den Verzug hindern würde. — Er kümmerte sich nicht um sie, — seine eigenen Zwecke waren Alles, was er auszuführen strebte. Sie konnten eben so arm, wie sie gekommen waren, zurückkehren, ohne daß er sich etwas daraus machte. Sie würden nie wieder eine so gute Chance erhalten.

Solcher Art war ihr Murren, welches mit einer Menge von Schwüren verschönert wurde.

Seguin hörte sie entweder nicht, oder achtete nicht auf sie. Er war einer von den Charakteren, welche geduldig warten können, bis sich ihnen eine passende Zeit zum Handeln bietet.

Er war von Natur feurig, wie alle Creolen; aber Zeit und Prüfungen hatten ihm die Ruhe und Kaltblütigkeit gegeben, welche dem Anführer einer solchen Schaar geziemt. Wenn er zum Handeln aufgestachelt wurde, so war er, wie man im Westen sagte, „ein gefährlicher Mann", und die Skalpjäger wußten es. Er beachtete ihr Murren nicht.

Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder im Sattel und zogen, immer noch am Prieto hinauf, vorwärts.

Wir hatten in der Nacht entfernte Feuer bemerkt und wußten, daß sie die Dörfer der Keulenapachen waren.

Wir wünschten durch ihr Land zu ziehen, ohne gesehen zu werden, und es war unsere Absicht, uns, sobald das Licht des Tages sichtbar wurde, unter den Felsen bis zur folgenden Nacht zu verstecken.

Als der Morgen heraufzog, hielten wir in einer verborgenen Schlucht, während mehrere von uns den Hügel erkletterten, um zu recognosciren. Wir konnten den Rauch über die fernen Dörfer aufsteigen sehen, aber wir waren in der Dunkelheit an ihnen vorübergegangen, und anstatt im Versteck zu bleiben, ritten wir durch eine große, mit Salbei und Cactuspflanzen bewachsene Ebene weiter. Auf allen Seiten erhoben sich Berge. Sie stiegen direct aus den Ebenen empor und zeigten die phantastischen Gestalten, welche sie in diesen Ebenen charakterisiren.

Ihre ungeheueren Klippenwände überschauten das öde, nackte Tafelland in erhabener Stille; die Ebenen selbst liefen bis an den Fuß der Klippen. Sicherlich waren sie einst vom Wasser ausgespült worden. Diese Ebenen waren einst das Bett eines alten Oceans gewesen. Ich erinnerte mich der Theorie Seguins über die Binnenseen.

Kurz nach Sonnenaufgang führte uns der Weg, welchem wir folgten, an eine Indianerfurth. Hier setzten wir über den Strom, um ihn zu verlassen und uns nach Osten zu wenden. Wir ließen unsere Pferde im

Wasser anhalten und gestatteten ihnen, nach Belieben zu trinken.

Einige von den Jägern, die den übrigen vorausgegangen waren, hatten die hohen Ufer erklettert. Wir wurden durch ihre ungewöhnlichen Rufe angezogen. Als wir in die Höhe blickten, bemerkten wir, das mehrere von ihnen auf der Spitze des Hügels standen und mit aufgeregtem Wesen nach Norden deuteten. Konnten es Indianer sein?

„Was giebt es?“ schrie Seguin, als wir uns ihnen näherten.

„Ein Goldberg! ein Goldberg!“ war die Antwort.

Wir spornten unsere Pferde heftig den Hügel hinauf. Als wir seinen Gipfel erreichten, bot sich unsern Blicken ein seltsames Schauspiel. —

Fern im Norden schimmerte ein Gegenstand in der Sonne. Es war ein Berg, und an seinen Abhängen glitzerten die Felsen vom Fuße bis zum Gipfel in einem hellen Goldschein. Tausende von leuchtenden Pünktchen tanzten in den Sonnenstrahlen und blendeten das auf sie gerichtete Auge. War es ein Goldberg?

Die Leute waren vom höchsten Entzücken erfüllt. Dies war der Berg, von welchem sie so oft bei den Bivouacfeuern gesprochen hatten. Wer von ihnen hatte nicht davon gehört? gleichviel, ob er es glaubte, oder nicht.

Es war also keine Fabel! — Dort stand er vor ihnen in seinem brennenden Glanze!

Ich wendete mich nach Seguin um und blickte ihn an. Seine Stirn war gerunzelt, sein Gesicht trug einen besorgten Ausdruck. Er begriff die Täuschung, der Maricopa und Richter ebenfalls, und ich wußte auch, was sie zu bedeuten hatte. Ich hatte auf den ersten Blick die schimmerden Schuppen des Selenits erkannt.

Seguin sah, daß eine Schwierigkeit vor uns lag. Dieses Blendwerk lag weit außer unserer Richtung; aber es war unverkennbar, daß jetzt weder Befehle, noch Ueberredungen mehr beachtet werden würden. Die Leute waren entschlossen, zu ihm zu dringen. Mehrere von ihnen hatten bereits ihre Pferde darauf zugelenkt und bewegten sich nach jener Richtung.

Seguin befahl ihnen zurückzukommen. Es erfolgte ein stürmischer Wortwechsel — kurz eine Meuterei.

Vergebens wies Seguin auf die Nothwendigkeit hin, nach der Stadt zu eilen, vergebens stellte er ihnen die Gefahr vor, von Dacoma's Schaar, welche sich jetzt auf unserer Fährte befand, eingeholt zu werden, vergebens versicherte der Cocohäuptling, der Doctor und ich unsern ungebildeten Gefährten, daß das, was sie sahen, nur die glänzende Oberfläche eines werthlosen Felsens sei — die Leute waren halsstarrig. Der Anblick hatte sie, in Verbindung mit

ihren lang gehegten Hoffnungen, berauscht. Sie hatten alle Vernunft verloren, sie waren toll!

„Nun vorwärts!“ rief Seguin mit einer verzweifelten Anstrengung, seinen Zorn zurückzuhalten, „vorwärts, Ihr Wahnsinnigen, und überzeugt Euch! Unser Leben wird vielleicht für Eure Thorheit zu büßen haben.“ Und hiermit lenkte er sein Pferd dem glänzenden Berge zu.

Die Leute ritten ihm unter lauten Freudenzurufen nach.

Gegen Abend erreichten wir den Fuß des Berges.

Die Jäger sprangen von ihren Pferden und kletterten zu den glänzenden Felsen hinauf. Sie erreichten sie, brachen sie mit ihren Tomahawks und Pistolenkolben ab und spalteten sie mit ihren Messern los. Sie rissen die Platten von Glimmer und glasigem Selenit herunter, sie warfen dieselben gedemüthigt und ärgerlich nieder und kamen einzeln und mit Blicken der Enttäuschung auf die Ebene herab.

Kein Einziger von ihnen sagte ein Wort, als sie in ihre Sättel kletterten und mürrisch dem Anführer nachritten.

Wir hatten durch diese ziellose Reise einen Tag verloren; aber unser Trost lag in dem Glauben, daß unsere indianischen Verfolger sicher auf unserer Fährte denselben Umweg machen würden.

Unsere Richtung war jetzt südwestlich; da wir aber

nicht weit vom Ufer des Flusses eine Quelle fanden, übernachteten wir an derselben.

Nach einem weitern Tagemarsche in südwestlicher Richtung, erkannte Rube das Aussehen der Berge. Wir näherten uns der Hauptstadt der Navajos.

Jene Nacht lagerten wir uns an einem laufenden Gewässer — einem Arme des Prieto, welcher von Osten kam. Eine weite Oeffnung zwischen zwei Klippen bezeichnete den Lauf eines Stromes über uns. Der Führer deutete auf eine Schlucht, als wir vorwärts nach unserem Haltplatze ritten.

„Was ist es, Rube?" fragte Seguin.

„Seht Ihr die Schlucht vor uns?"

„Ja, was ist damit?"

„Dort ist die Stadt."

Sechstes Kapitel.

Navajoa.

Es war gegen Abend des folgenden Tages, als wir an den Fuß der Sierra bei der Mündung des Cannons gelangten. Wir konnten dem Flusse nicht weiter folgen, da an seinem Bett kein Pfad hinlief. Es war nothwendig, über den Bergrücken zu klettern, welcher die Südseite der Schlucht begrenzte. Unter den Zwergfichten führte ein deutlicher Weg dorthin, und wir ritten unserem Führer nach, den Berg hinauf.

Nachdem wir etwa eine Stunde lang auf einem furchtbaren Wege am Rande des Abgrunds hinaufgestiegen waren, gelangten wir auf die Spitze des Rückens und blickten nach Osten.

Wir hatten das Ziel unserer Reise erreicht — die Stadt der Navajos lag vor uns!

„Voilà! — Maria el Pueblo! — Dort ist die Stadt! — Hurrah!“ riefen die Jäger.

„O Gott, endlich sind wir da!“ murmelte Seguin, mit einem eigenthümlichen Gesichtsausdruck. „Gott sei gedankt! Halt, Kameraden, Halt!“

Unsere Zügel wurden angezogen, und wir saßen auf unseren Pferden und blickten über die Ebene. Ein prächtiges Panorama — in jeder Hinsicht prächtig — lag vor uns; aber sein Interesse wurde durch die eigenthümlichen Umstände, unter welchen wir es sahen, erhöht.

Wir waren am westlichen Ende eines Thals, welches wir in seiner ganzen Länge überschauten.

Es ist kein Thal, wenn es auch in der Sprache des spanischen Amerika so genannt wird, sondern eine auf allen Seiten von Bergen eingeschlossene Ebene. Es ist von elliptischer Form und sein längster Diameter etwa zwölf Meilen lang. Der kürzeste beträgt fünf bis sechs.

Es hat die Oberfläche einer Wiese, und die völlig ebene Fläche wird von keinem Busch oder Hügel unterbrochen. Es sieht aus wie ein in einen Smaragd verwandelter ruhiger See.

Eine silberne, helle Linie durchschneidet es in graziösen Kurven seiner Länge nach, — es sind die Windungen eines krystallhellen Flusses.

Aber die Berge! — welche wild aussehenden Berge — besonders auf der Nordseite des Thals. Sie

sind von Granit — die Natur muß bei ihrer Geburt im Kriege gelegen haben. Schon ihr Anblick erinnert an die Zuckungen eines zerrissenen Planeten. Mächtige Felsen ragen über furchtbare Abgründe, ungeheure Gerölle ruhen auf ihnen, als ob die Berührung einer Feder sie herabstürzen würde. Düstere Schlünde öffnen sich auf tiefe dunkle Defiléen, welche stumm und feierlich und drohend da liegen.

Hier und da hängen verkrüppelte Bäume — Cedern und Pinien — horizontal heraus. Die unansehnlichen Zweige des Cactus und das dunkle Laub des Kreosotbusches wachsen zusammen in den Felsenspalten und erhöhen ihren rauhen, düsteren Charakter.

So sieht die Südwand des Thales aus.

Betrachtet die nördliche Sierra! Hier seht Ihr den Contrast — eine neue Geologie. Dem Auge begegnet kein einziger Granitfelsen; aber andere sind eben so hoch aufgethürmt und schimmern in schneeiger Weiße. Es sind Berge von Milchquarz. Sie bestehen aus einer Menge von nackten, glänzenden Spitzen — Klippen, die über tiefen baumlosen Schluchten hängen und zum Himmel aufragenden Nadeln. — Auch sie haben ihre Vegetation — eine Vegetation, welche die der Wüste zu sein scheint.

Die beiden Sierras scheinen am östlichen Ende des Thals gegeneinander zu laufen.

Wir sind auf dem Querrücken, welcher im Westen

einschließt, und von diesem Standpunkte aus betrachten wir das Bild.

Am östlichen Ende des Thales bemerken wir einen dunklen Hintergrund am Wege. Wir wissen, daß es ein Fichtenwald ist, sind aber in zu großer Entfernung, um die Bäume unterscheiden zu können.

Aus diesem Walde scheint der Fluß zu kommen, und an seinen Ufern in der Nähe des Waldes bemerken wir eine Ansammlung von seltsamen pyramidalischen Gebäuden. Es sind die Häuser — es ist die Stadt Navajoa.

Unsere Augen waren mit begierigen Blicken darauf gerichtet; wir konnten die Umrisse der Häuser erkennen, obgleich sie beinahe zehn Meilen entfernt standen.

Es war eine fremdartige Architectur. Einige, mit terrassenförmigen Dächern, standen von den übrigen getrennt, und wir konnten sehen, daß über ihnen Fahnen wehten. Eines, welches größer war, wie die andern, hatte das Aussehen eines Tempels. Es stand auf der offenen Ebene, und mit dem Fernrohre entdeckten wir eine Menge von Gestalten auf seiner Spitze — die Gestalten menschlicher Wesen.

Auf den Dächern und Zinnen der kleineren Häuser waren noch andere, und viele bewegten sich uns näher auf der Ebene. Sie trieben Heerden von Thieren — Maulthieren und Mustangs — vor sich her.

Einige waren auf den Ufern des Flusses, und andere konnten wir im Wasser umherplätschern sehen.

Mehrere Pferdeheerden, deren gefleckte Seiten ihre Abstammung bewiesen, weideten ruhig auf der offenen Prairie.

Heerden von wilden Schwänen, Gänsen und Kranichen flogen am Ufer des Flusses auf und ab.

Die Sonne ging unter, die Berge waren mit bernsteinfarbigem Lichte gefärbt, und die Quarzkrystalle blitzten an den Winkeln der südlichen Sierra.

Es war eine Scene von stummer Schönheit. „Wie lange," dachte ich, „wird es dauern, ehe ihr Schweigen durch die Töne der Verwüstung und der Zerstörung unterbrochen wird?"

Wir blickten eine Zeit lang das Thal hinauf, ohne daß Jemand seine Gedanken ausgesprochen hätte. Es war das Schweigen, welches dem Entschlusse vorausgeht.

Im Geiste meiner Gefährten waren verschiedenartige Empfindungen im Spiele — sowohl von verschiedener Art, wie auch von verschiedener Stärke. — Der Raum zwischen ihnen war eben so weit, wie der zwischen dem Himmel und der Hölle.

Einige von diesen Gefühlen waren heilige.

Viele blickten über die lange Wiese dahin, und dachten oder glaubten, daß sie in der Ferne einen geliebten Gegenstand — eine Gattin — eine Schwester —

einer Tochter — oder vielleicht einen Gegenstand noch tieferer Neigung entdecken könnten. — Nein, das war unmöglich! Niemand konnte hier tiefer bewegt sein, als derjenige, welcher sein Kind suchte. Die Vaterliebe war hier die stärkste Leidenschaft.

Ach, die Herzen der mich Umgebenden waren aber auch von anderen Gefühlen erfüllt — von düsteren, sündigen Leidenschaften. Wilde Blicke waren auf die Stadt gerichtet, Einige davon verkündeten Rachegefühle, — Andere drückten den Wunsch der Plünderung aus, und noch Andere sprachen satanisch vom Morde!

Solche Worte waren auf unserer Reise täglich gesprochen worden; man hatte gehört, wie die in ihren Goldträumen getäuschten Männer von den Preisen der Skalpe redeten!

Auf Seguins Befehl zogen sich die Jäger unter die Bäume zurück und traten zu einer hastigen Berathung zusammen.

Wie soll die Stadt genommen werden? Wir konnten uns ihr bei Tage nicht nähern, die Einwohner mußten uns bemerken, ehe wir herankamen, und sich in den gegenüberliegenden Wald flüchten. Dies würde den ganzen Zweck unseres Unternehmens vereitelt haben.

Konnte nicht eine Abtheilung nach dem östlichen Ende des Thals herumgehen und dies verhindern? — Nicht über die Ebene selbst, denn die Berge ruhten auf ihrer Fläche, ohne daß Seitenpfade oder kleinere Hügel vor-

handen gewesen wären. An einigen Stellen ragten ungeheure Klippen tausend Fuß direct in die Höhe. Diese Idee wurde aufgegeben.

Konnten wir uns nicht nach der südlichen Sierra wenden und durch den Wald selbst herumkommen? dies würde uns dicht an die Häuser gebracht haben. Der Führer wurde gefragt und antwortete bestätigend. Aber dies konnte nur durch einen Umweg von beinahe fünfzig Meilen bewirkt werden. Wir hatten keine Zeit zu einer solchen Reise, und der Gedanke wurde aufgegeben.

Wir mußten uns also der Stadt bei Nacht nähern. Dies war der einzige ausführbare Plan — wenigstens derjenige, welcher am meisten Aussicht auf das Gelingen hatte. Er wurde angenommen.

Es war nicht Seguins Absicht, einen nächtlichen Angriff zu unternehmen, sondern nur die Gebäude in einiger Entfernung zu umringen und bis zum Morgen im Hinterhalt zu bleiben.

Auf diese Weise mußte Allen der Rückzug abgeschnitten werden, und wir waren sicher, unsere Gefangenen bei Tage zu machen.

Die Leute warfen sich auf den Boden und erwarteten, mit den Zügeln in der Hand, den Untergang der Sonne.

Siebentes Kapitel.

Der Hinterhalt.

Eine kurze Stunde geht vorüber.

Der glänzende Lichtkörper sinkt hinter uns, und der Quarzfelsen nimmt eine dunkle Färbung an. Die einzelnen Strahlen der Dämmerung schweben nur einen Augenblick über den kalkweißen Klippen, und verschwinden sodann.

Wir stiegen in einer langen Reihe die Hügel hinab, und gelangten auf die Ebene. Wir wenden uns zur Linken, und halten uns an dem Fuße des Gebirges. Die Felsen dienen uns zu Führern.

Wir gehen vorsichtig vorwärts, und tauschen unsere Worte nur in Flüstertönen aus. Wir kriechen um von oben herabgefallene Felsstücke, wir biegen um mehrere

in die Ebene hinausschießende Ausläufer. Von Zeit zu Zeit halten wir und berathen uns.

Nach einer Reise von zehn bis zwölf Meilen befinden wir uns der indianischen Stadt gegenüber. Wir sind nicht mehr, als eine Meile von ihr entfernt. Wir können die auf der Ebene brennenden Feuer sehen, und die Stimmen der sich um sie Bewegenden hören.

An dieser Stelle wird die Schaar getheilt. Ein kleines Detachement versteckt sich in einer Felsenschlucht. Dies sind diejenigen, welche den gefangenen Häuptling und die Maulthiere bewachen. Die Uebrigen bewegen sich, von Rube geleitet, der sie um den Rand des Waldes führt, vorwärts, und lassen hier und da ein Piquet von einigen Mann zurück.

Diese Abtheilungen verbergen sich an ihren Posten, bleiben schweigend liegen, und warten auf das Hornsignal, welches gegen Tagesanbruch gegeben werden soll.

Die Nacht geht langsam und still vorüber. Die Feuer verlöschen allmälig, und endlich ist die Ebene von dem Dunkel einer mondlosen Mitternacht bedeckt.

Dunkle, Regen verkündende Wolken — in diesen Gegenden ein seltenes Phänomen — ziehen über den Himmel. Der Schwan stößt seinen wilden Schrei aus, der Kranich kreischt über dem Flusse — und der Wolf heult an den Säumen der schlafenden Stadt.

Die Stimme der Riesenfledermaus jammert durch

die Luft, man hört das Flattern ihrer colossalen Schwingen; wie sie auf die Cocuyos hinabschießt. Man hört den Hufschlag auf der Ebene — das Knistern der weidenden Pferde und das Klappern ihres Gebißringes — denn die Pferde sind nicht abgezäumt worden.

Von Zeit zu Zeit murmelte ein müder Jäger im Schlafe, und kämpfte in seinen Träumen mit dem furchtbaren Feind. — So vergeht die Nacht — dies sind ihre Stimmen!

Sie hören mit der Annäherung des Morgens auf. Der Wolf heult nicht mehr, der Schwan und der blaue Kranich schweigen. Der Nachtfalke hat seinen gefräßigen Rachen gefüllt, und ruht auf der Bergfichte. Die Laternenträger werden von den kältern Morgenstunden in ihre Verstecke getrieben, und die Pferde stehen, nachdem sie das, was in ihrem Bereiche wuchs, verzehrt haben, schlafend da.

Ein graues Licht beginnt sich in das Thal zu schleichen, es flackert an den Quarzfelsen auf. Es bringt eine kalte, rauhe Luft mit, welche die Jäger weckt.

Allmälig stehen sie auf; sie erheben sich fröstelnd und nehmen ihre um die Schultern gewickelten Decken mit. Sie sind müde und sehen blaß und verstört aus. Das Morgengrau giebt ihren staubigen Bärten und ungewaschenen Gesichtern eine gespenstische Färbung.

Nach Kurzem legen sie ihre Lassos zusammen

und befestigen sie an die Ringe. Sie sehen nach ihren Flintensteinen und dem Pulver auf der Pfanne, und schnallen ihre Gürtel fester an. Sie nehmen aus ihren Proviantsäcken Stücke gedörrten Fleisches, und essen dieselben roh. Sie stehen, zum Aufsitzen bereit, bei ihren Pferden. Noch ist es nicht Zeit.

Das Licht wird im Thale stärker; der blaue Nebel, welcher die Nacht über auf den Felsen geschwebt hatte, steigt empor. Wir können die Stadt sehen — wir verfolgen die eigenthümlichen Umrisse der Häuser mit unsern Augen. Welche seltsamen Gebäude es sind! Einige davon sind größer als andere — ein — zwei — drei — auch vier Stockwerke hoch. Ihre Form ist die einer Pyramide ohne Spitze. Ein jedes Stockwerk ist kleiner als das unter ihm liegende. Die Dächer der untern dienen den obern als Terrasse. Sie sind von einem weißlichen Gelb — der Farbe des Lehms, wovon man sie erbaut hat. Sie besitzen kein Fenster, aber von außen führen in jedes Stockwerk Thüren; von einer Terrasse zur andern strecken sich an die Wand gelehnte Leitern. Auf den Dächern einiger, sind Stangen mit Fähnchen. Dies sind die Dächer der vornehmsten Kriegshäuptlinge und großen Krieger der Nation.

Wir können den Tempel deutlich sehen. Seine Gestalt gleicht der der Häuser, aber er ist höher, und von größeren Dimensionen. Auf seinem Dache erhebt

sich eine hohe Stange, an deren Spitze ein Panier mit einer seltsamen Figur flattert.

Bei den Häusern sehen wir mit Maulthieren und Mustangs — die Heerden der Stadt — angefüllte Corrals.

Das Licht wird stärker. Auf den Dächern erscheinen Gestalten, die sich über die Terrassen bewegen. Es sind menschliche Gestalten in langen, gestreiften Gewändern. Wir erkennen die Navajodecken, mit ihren abwechselnden schwarzen und weißen Streifen.

Mit dem Fernrohre können wir diese Gestalten deutlicher sehen, und ihre Gesichter unterscheiden. Ihr Haar hängt locker über ihre Schultern und weit über ihren Rücken hinab.

Die meisten von ihnen sind Frauenzimmer — Mädchen und Weiber — auch viele Kinder sind dabei. Dann erblicken wir weißhaarige Männer, aber keine Krieger. Die Krieger sind abwesend.

Sie steigen von einer Terrasse zu der andern auf den Leitern herab. Sie gehen auf die Ebene hinaus und zünden die Feuer wieder an. Einige tragen irdene Gefäße — Ollas — auf ihrem Kopfe, und gehen nach dem Flusse hinab. Sie holen Wasser. Diese sind beinahe nackt. Wir können ihren braunen Körper und unbedeckte Brust sehen. Sie sind Sclaven.

Seht, die Greise klettern auf das Dach des Tem-

pels. Ihnen folgen Frauen und Kinder — Kinder, theils in weißen, theils in bunten Costümen.

Es sind Mädchen und junge Burschen — die Kinder der Häuptlinge.

Mehr wie Hundert sind hinauf gestiegen; sie haben das höchste Dach erreicht. Neben der Flagge steht ein Altar. Eine Rauchwolke steigt auf — wir sehen etwas leuchten — sie haben auf dem Altare Feuer angezündet.

Horcht! es erschallt ein Gesang, und eine indianische Trommel wird gerührt!

Die Töne hören auf, und Alle stehen unbeweglich, und dem Anscheine nach schweigend nach Osten gewendet da.

Was bedeutet das?

Sie warten auf das Erscheinen der Sonne. Diese Leute verehren sie.

Die Jäger strengen neugierig ihre Augen an, um die Ceremonien zu beobachten.

Die höchste Zinne des Quarzberges glüht — es ist der erste Strahl der Sonne!

Der Pik färbt sich weiter hinab gelb, andere Bergspitzen werden von den glänzenden Strahlen getroffen. Sie haben die Gesichter der Anbetenden berührt. Seht, es sind weiße Gesichter unter ihnen! Eins — zwei — viele weiße Gesichter, sowohl von Frauen, wie von Mädchen.

„O, Gott gebe, daß es so sein möge!“ ruft Seguin aus, indem er hastig das Fernrohr zusammenschiebt, und das Horn an seine Lippen hebt.

Einige wilde Töne schallen durch das Thal. Die Jäger hören das Signal, sie kommen aus dem Walde und den Bergschluchten hervor. Sie galoppiren über die Ebene, und breiten sich dabei aus. Nach einigen Minuten haben wir einen Kreisbogen beschrieben, dessen Enden bei der Stadt sind. Wir reiten auf die Mauern zu. Wir haben die Maulthiere und den gefangenen Häuptling von einigen Leuten bewacht, in dem Defilé gelassen.

Die Töne des Horns haben die Aufmerksamkeit der Einwohner erregt. Sie stehen eine Zeitlang verwundert und ungewiß da. Sie erblicken die deployirte Linie, sie sehen die Reiter sich der Stadt nähern.

Konnte es ein scherzhafter Ueberfall irgend eines befreundeten Stammes sein? Nein! die Stimme des Horns ist den indianischen Ohren neu. Aber einige von ihnen haben sie früher gehört, und wissen, daß sie der Kriegsruf der Bleichgesichter ist.

Eine Zeitlang verhindert sie die Bestürzung an jeder Bewegung, sie blicken auf uns, bis wir dicht bei ihnen sind. Dann sehen sie Bleichgesichter — fremdartige Rüstungsstücke und sonderbar aufgezäumte Pferde. Es ist der weiße Feind! Sie laufen von einer Stelle nach der andern — aus einer Straße in die andere! Dieje-

nigen, welche Wasser holen, werfen ihre Ollas zu Boden, und eilen schreiend und kreischend nach den Häusern. Sie erklettern die Dächer, und ziehen die Leitern nach. Mehrere Weiber und Kinder wechseln Zurufe aus. Das Entsetzen liegt auf allen Gesichtern, der Schrecken zeigt sich in jeder Bewegung.

Unterdessen hat sich unsere Linie genähert, bis wir kaum noch zweihundert Schritt von den Mauern sind. Hier halten wir einen Augenblick an. Zwanzig Mann werden als äußere Wache zurückgelassen, die übrigen reiten in einer Masse dem Anführer nach.

Achtes Kapitel.

Adele.

Wir gehen auf das große Gebäude zu, umringen es und machen Halt. Die Greise sind immer noch auf dem Dache, wo sie sich an die Brustwehr halten. Sie sind erschrocken und zittern wie Kinder.

„Fürchtet uns nicht — wir sind Freunde!“ ruft Seguin in einer mir fremdartigen Sprache, indem er ihnen Zeichen macht.

Seine Stimme wird von dem noch immer andauernden Kreischen und Geschrei übertäubt.

Er wiederholt die Worte, und giebt das Zeichen auf nachdrucksvolle Weise. Die alten Männer drängen sich an den Rand des Daches. Unter ihnen befindet sich einer, der sich von ihnen unterscheidet. Sein schneeweißes Haar reicht bis unter den Gürtel, glänzende Zierathen hängen über seine Ohren und seine

Brust herab. Er ist in weiße Gewänder gekleidet. Er scheint ein Häuptling zu sein, denn die Uebrigen gehorchen ihm. Er giebt ein Signal mit seinen Händen, und das Geschrei legt sich. Er tritt an die Brüstung vor, wie um uns anzureden.

„Amigos, amigos!“ ruft er in spanischer Sprache.

„Ja, ja, wir sind Freunde!“ erwiederte Seguin in derselben Sprache; „fürchtet uns nicht. Wir kommen nicht, um Euch zu beschädigen.“

„Warum solltet Ihr uns beschädigen? wir sind in Frieden mit den weißen Pueblos im Osten. Wir sind die Kinder Moctezumas, wir sind Navajos: was wollt Ihr von uns?“

„Wir kommen, um unsere Verwandten, Eure weißen Gefangenen, zu holen. Sie sind unsere Weiber und Töchter.“

„Weiße Gefangene? Ihr irrt Euch in uns. Wir haben keine Gefangenen. Die, welche Ihr sucht, sind unter den Nationen der Apachen im fernen Süden.“

„Nein, sie sind bei Euch!“ antwortete Seguin; „ich habe sichere Nachricht, daß sie hier sind. Haltet uns daher nicht auf. Wir haben eine weite Reise gemacht, um sie zu holen, und werden ohne sie nicht wieder gehen.“

Der alte Mann wendete sich zu seinen Genossen. Sie sprechen mit leiser Stimme zusammen und wechseln Zeichen. Er wendet sich abermals zu Seguin um.

„Glaubt mir, Sennor Häuptling,“ sagt er nachdrücklich, „Ihr seid falsch berichtet worden. Wir haben keine weißen Gefangenen.“

„Pah, Du verdammter, alter Gauner!“ schreit Rube, indem er sich aus der Menge hervordrängt und seine Katzenfellmütze erhebt. „Kennst Du dieses Kind?“

Sein hautloser Kopf wird den Indianern sichtbar. Sie lassen ein Besorgniß verkündendes Murmeln vernehmen. Der weißhaarige Häuptling scheint außer Fassung zu sein. Er kennt die Geschichte jenes Skalps.

Auch durch die Reihe der Jäger läuft ein Murmeln. Sie hatten beim Heranreiten weiße Gesichter gesehen. Die Lüge erbittert sie, und von allen Seiten hört man das Unheil verkündende Knacken der Büchsenhähne.

„Du hast gelogen, alter Mann,“ ruft Seguin; „wir wissen, daß Ihr weiße Gefangene habt. Bringt sie zum Vorschein, wenn Euch Euer Leben lieb ist!“

„Schnell, zum Teufel!“ schreit Garey, indem er seine Büchse drohend erhebt; „schnell, oder ich färbe den Flach auf Deinem alten Schädel.“

„Geduld, Amigo! Ihr sollt unsere weißen Leute sehen — aber sie sind keine Gefangenen, sie sind die Unseren — sie sind die Kinder Moctezuma's.“

Der Indianer steigt in das dritte Stockwerk des Tempels hinab; er tritt in eine Thür und kehrt nach Kurzem mit fünf in das Navajos=Costüm gekleidete

Frauenzimmer zurück. Sie sind Frauen und Mädchen, und wie man auf den ersten Blick erkennt, von der spanisch=mexicanischen Race.

Es giebt aber Personen, die sie noch besser kennen. Drei von ihnen werden von eben so viel Jägern erkannt, und erinnern sich ihrerseits an dieselben. Die Mädchen stürzen bis an die Brüstung hervor, strecken ihre Arme aus und lassen Freudenrufe erschallen. Die Jäger rufen sie an.

„Pepe! — Rafaela — Jesusito!“

Und sie verbinden mit ihren Namen Ausdrücke der Liebkosung. Sie rufen ihnen zu, herabzukommen, und deuten auf die Leitern.

„Bajan ninnas! bajan aprisa! bajan! (Kommt herab, liebe Mädchen, schnell! schnell!)“

Die Leitern stehen auf den oberen Terrassen; die Mädchen können sie nicht bewegen. Ihre bisherigen Herren stehen mit gerunzelter Stirn und schweigend neben ihnen.

„Legt Hand an!“ ruft Garey, abermals mit seiner Büchse drohend; „legt Hand an, zum Teufel! helft den Mädchen herab, oder ich werfe ein Paar von Euch herunter.“

„Legt Hand an! legt Hand an!“ schreien mehrere Andere zu gleicher Zeit.

Die Indianer legen die Leitern an, die Mädchen

steigen herab, und springen im nächsten Augenblicke in die Arme ihrer Freunde.

Zwei von ihnen sind oben geblieben — nur drei sind herabgekommen. Seguin ist abgestiegen und überfliegt die oberen mit einem Blicke. Keine von ihnen ist der Gegenstand seiner Wünsche.

Er eilt, von mehreren seiner Leute gefolgt, die Leiter hinauf, und springt von einer Terrasse zur andern, bis zur dritten. Er drängt sich nach der Stelle, wo sich die beiden Mädchen befinden. Seine Mienen sind verstört, und sein Benehmen gleicht dem eines Rasenden. Sie schrecken bei seiner Annäherung zurück, denn sie verkennen seine Absicht — sie kreischen entsetzt.

Er durchbohrte sie mit seinem Blick. Die Instinkte des Vaters sind geschäftig, sie waren getäuscht worden — das eine von den Weibern ist alt — zu alt — das andere sieht sclavenähnlich und roh aus.

„Mein Gott, es ist unmöglich!“ ruft er mit einem Seufzer; es war ein Zeichen da, aber nein — nein — es ist unmöglich.“

Er beugt sich vor und ergreift das Mädchen, obwohl nicht unfreundlich, am Handgelenk. Ihr Aermel wird aufgerissen, und der Arm bis an die Schultern entblößt.

„Nein, nein!“ ruft er von Neuem, „es ist nicht da — sie ist es nicht.“

Er wendet sich von ihnen ab und stürzt auf den

alten Indianer zu, der, von dem Blitzen seines feurigen Auges erschreckt, zurückweicht.

„Dies sind nicht Alle," ruft er mit Donnerstimme; „es sind noch Andere da! Bringe sie herbei, alter Mann, oder ich schleudre Dich zu Boden!"

„Es sind außer diesen keine weißen Squaws da," erwiedert der Indianer mit mürrischer und entschlossener Miene.

„Eine Lüge! — eine Lüge! Dein Leben bürgt dafür! Hierher, Rube, tritt ihm entgegen."

„Du verdammtes, altes Stinkthier! Dein weißes Haar wird nicht viel länger bleiben, wo es ist, wenn Du sie nicht herausgiebst. Wo ist sie, die junge Königin?"

„Al Sur!" und der Indianer deutet nach Süden.

„O mon dieu!" ruft Seguin in seiner Muttersprache und mit einem Tone, welcher seinen tiefen Kummer ausdrückt.

„Glaubt ihm nicht, Capitain! ich habe in meiner Zeit eine Menge von Indianern gesehen, aber ein lügenhafteres, altes Ungeziefer, als dieses, ist mir nie vor Augen gekommen. Ihr habt gehört, was er soeben über die anderen Mädchen gesagt hat."

„Ja, es ist wahr — er log — aber sie — sie könnte fort sein."

„Gott bewahre! Die Lüge ist sein Handwerk! er ist die große Medizin der Indianer und führt sie alle

hinters Licht. Das Mädchen ist die Mysterien-Königin, wie sie es nennen. Sie weiß viel und hilft dem alten Weißling hier bei seinen Streichen und Opfern. Er möchte sie nicht verlieren. Ich bürge dafür, daß sie hier in der Nähe ist; aber er hat sie versteckt, das ist gewiß."

„Leute!" ruft Seguin, der jetzt an die Brüstung stürzt, „nehmt Leitern! durchsucht alle Häuser! Bringt Alt und Jung herbei und führt sie auf die Ebene. Laßt keinen Winkel undurchsucht. Bringt mir mein Kind!"

Die Jäger stürzen nach den Leitern, sie bemächtigen sich derjenigen, welche im großen Gebäude stehen, und haben bald von anderen Besitz ergriffen. Sie laufen von einem zum andern, und ziehen die jammernden Bewohner heraus.

In einigen von den Häusern sind indianische Männer — zurückgebliebene Krieger, Knaben und „Stutzer."

Einige von ihnen leisten Widerstand, sie wurden getödtet, skalpirt und über die Brüstung geworfen.

Eine Menge von Mädchen und Weibern jedes Alters werden, unter Bewachung, vor den Tempel geführt.

Seguins Auge ist geschäftig; sein Herz ist voller Sehnsucht; sobald eine neue Gruppe erscheint, durchforscht er die Gesichter — vergebens — Viele von ihnen sind jung und hübsch, aber braun, wie das abgefallene Blatt — sie ist noch nicht herbeigebracht worden.

Ich sehe die drei gefangenen Mexicanerinnen bei ihren Freunden stehen; sie müssen wissen, wo das Mädchen zu finden sein wird.

„Fragen Sie Jene,“ flüsterte ich dem Capitain zu.

„Ha, Sie haben Recht; daran hatte ich nicht gedacht! Kommen Sie mit mir, kommen Sie!“

Wir steigen zusammen die Leiter hinab, und nähern uns den befreiten Gefangenen. Seguin beschreibt hastig den Gegenstand seiner Nachforschungen.

„Es muß die Mysterien-Königin sein!“ sagt die Eine.

„Ja!“ ruft Seguin in bebender Angst; „sie ist es! sie ist es: die Mysterien-Königin!“

„Dann ist sie hier!“ fügte eine Andere hinzu.

„Wo? wo?“ fragt der halb rasende Vater.

„Wo, wo?“ wiederholen die Mädchen fragend gegeneinander.

„Ich habe sie heute früh — vor ganz kurzer Zeit gesehen — kurz ehe Sie hereinkamen.“

„Ich habe gesehen, wie er sie hinwegzog,“ fiel eine Zweite ein, nach dem alten Indianer deutend. — „Er hat sie sicher versteckt.“

„Caval!“ ruft eine Andere, „vielleicht in der Estufa.“

„In der Estufa! — was ist das?“

„Wo das heilige Feuer brennt, — wo der Alte seine Medizin macht.“

„Wo ist es? führt mich hin.“

„Ay de mi! wir wissen den Weg nicht, — es ist ein geheimer Ort, wo Menschen verbrannt werden. Ay de mi!“

„Und Sennor — es ist in diesem Tempel irgendwo unter der Erde. Er weiß es. Außer ihm darf Niemand herein! Carrai! Die Estufa ist ein furchtbarer Ort, wie die Leute sagen.“

Seguins Geist wird von einer unbestimmten Idee, daß seine Tochter in Gefahr sein könne, durchzuckt. Vielleicht ist sie bereits todt, oder auf irgend eine entsetzliche Weise dem Tode nahe. Er bemerkt, gleich uns, den Ausdruck mürrischer Bosheit, welcher sich auf dem Gesicht des Medizinhäuptlings zeigt. Es ist ein ganz indianischer Ausdruck — der, der hartnäckigen Entschlossenheit, lieber zu sterben, als das aufzugeben, was zu behalten er sich vorgenommen hat. Es ist eine Miene dämonischer List — sie charakterisirt die Männer seines Berufes unter den Stämmen.

Von diesen Gedanken erfüllt, läuft Seguin nach der Leiter und springt, abermals von mehreren Mitgliedern der Schaar gefolgt, nach dem Dache hinauf. Er eilt auf den lügnerischen Priester zu, und erfaßt ihn an seinem langen Haar.

„Führe mich zu ihr!“ ruft er mit Donnerstimme; „führe mich zu der Königin! — zu der Mysterien-Königin! — sie ist meine Tochter!“

„Eure Tochter die Mysterien-Königin?" erwiedert der Indianer in zitternder Furcht für sein Leben, aber doch noch entschlossen, der Aufforderung zu widerstehen. „Nein, weißer Mann, sie ist es nicht. Die Königin gehört uns an — sie ist die Tochter der Sonne, sie ist das Kind eines Navajoshäuptlings."

„Versuche mich nicht weiter, alter Schurke! nicht weiter, sage ich! Sieh, wenn ein Haar auf ihrem Haupte gekrümmt worden ist, so sollen alle diese leiden. Ich werde kein lebendes Wesen in Deiner Stadt zurücklassen. Geh voraus — bringe mich in die Estufa."

„In die Estufa! in die Estufa!" rufen mehrere Stimmen.

Starke Hände erfassen die Gewänder des Indianers, und schlingen sich in sein wallendes Haar. Bereits rothe und blutdampfende Messer werden vor seinen Augen geschwungen. Er wird vom Dache, und die Leiter hinabgeschleppt.

Er hört auf, Widerstand zu leisten, denn er sieht, daß Widerstand tödtlich ist, und er geleitet, halb geschleppt und halb führend, die Jäger nach dem Erdgeschoß des Gebäudes.

Er tritt in einen mit zottigen Büffelhäuten bedeckten Gang. Seguin folgt, ohne den Blick oder die Hand von ihm abzuwenden. Wir drängen uns Beiden nach.

Wir steigen durch finstere Gänge, durch ein ver-

wickeltes Labyrinth hinab. Wir gelangen in ein großes, trübe erleuchtetes Zimmer. Vor uns und um uns sind grausige Bilder — die mystischen Symbole einer schaurigen Religion.

Die Wände sind mit häßlichen Gestalten und Häuten von wilden Thieren behängt. Wir können das drohende Gesicht des grauen Bären — des weißen Büffels — des Vielfraßes, — des Panthers und des gefräßigen Wolfes erkennen. Wir erblicken die Geweihe des Elenn, die Hörner des wilden Schafes und des Bison. Hier und da sind Götzenbilder von grotesken, monströsen Formen, die aus Holz und dem rothen Thonstein der Wüste geschnitzt sind.

Eine Lampe flackert mit schwachem Scheine und auf einem Brasero. In der Mitte des Zimmers brannte eine kleine, blaue Flamme. Es ist das heilige Feuer — das Feuer, welches seit Jahrhunderten zu Ehren Gott Quetzalcoatls gebrannt hat.

Wir halten uns nicht bei der Betrachtung dieser Gegenstände auf; die Kohlendämpfe ersticken uns beinahe. Wir laufen nach allen Seiten, indem wir die Götzenbilder umwerfen, und die geheiligten Häute in den Staub ziehen.

Ungeheure Schlangen gleiten über den Boden dahin und zischen um unsere Füße. Sie sind von dem ungewöhnten Lärm gestört und erschreckt worden. Auch

wir sind erschrocken — denn wir hören das gefürchtete Rasseln der Vivora!

Die Leute springen in die Höhe und schlagen mit ihren Büchsenkolben nach ihnen; sie zertreten viele davon auf dem Steinpflaster.

Alles ist Geschrei und Verwirrung. Wir werden von den Kohlendämpfen beinahe erstickt.

Wo ist Seguin? — wohin ist er gegangen?

Horcht! man hört ein Geschrei! es ist eine weibliche Stimme. Auch Männerstimmen sind es.

Wir stürmen auf den Ort zu, von welchem sie kommen. Wir schleudern die Wände von herabhängenden Häuten hinweg; wir sehen den Anführer. Er hat in seinen Armen ein weibliches Wesen — ein Mädchen! — ein schönes Mädchen — mit Gold und bunten Federn geschmückt.

Sie läßt bei unserm Eintritt ein lautes Geschrei vernehmen und ringt mit ihm, um ihm zu entfliehen. Er hält sie fest, und hat den hirschledernen Aermel ihrer Tunika aufgerissen. Er blickt auf ihren bis an die Schultern entblößten, linken Arm.

„Sie ist es! sie ist es!“ ruft er mit vor Bewegung bebender Stimme; „o Gott, sie ist es — Adele! Adele! kennst Du mich nicht — mich, Deinen Vater?

Ihr Geschrei dauert fort. Sie stößt ihn zurück, streckt ihren Arm gegen den Indianer aus und verlangt daß er sie beschützen soll.

Der Vater richtet rührende Flehensworte an sie; sie achtet nicht auf ihn — sie kehrt ihr Gesicht von ihm ab, und wirft sich vor dem Priester nieder, dessen Knie sie umschlingt.

„Sie kennt mich nicht! o Gott, mein Kind! mein Kind!"

Seguin redete von Neuem in der indianischen Sprache, seine Töne sind bittend:

„Adele! — Adele! — ich bin Dein Vater!"

„Du! — wer seid Ihr, die weißen Männer sind unsere Feinde! rührt mich nicht an! hinweg, weiße Männer, hinweg!"

„Theure — theuerste Adele! — stoße mich nicht zurück! — mich, Deinen Vater — Du erinnerst Dich —"

„Mein Vater! — mein Vater war ein großer Häuptling, er ist todt! — dies ist jetzt mein Vater — die Sonne ist mein Vater, ich bin eine Tochter Moctezumas. Ich bin die Königin der Navajos."

Beim Ausstoßen dieser Worte scheint eine Veränderung über ihren Geist zu kommen. Sie liegt nicht mehr am Boden; sie erhebt sich, ihr Geschrei hat aufgehört, und sie steht stolz und entschlossen da.

„O, Adele!" fährt Seguin noch eindringlicher fort; „sieh mich an! schaue her! — erinnerst Du Dich meiner nicht? — Blicke in mein Gesicht — o Himmel! — hier sieh! hier ist Deine Mutter, Adele! sieh,

dies ist das Bild Deiner Engelsmutter! Blicke es an, o Adele!"

Seguin zieht bei diesen Worten ein Miniaturbild aus seiner Brust, und hält es dem Mädchen vor die Augen. Es fesselt ihre Aufmerksamkeit. Sie blickt darauf, ohne aber ein Zeichen des Erkennens zu geben. Für sie ist es nur ein merkwürdiger Gegenstand.

Sein leidenschaftliches und flehendes Wesen scheint ihr aufzufallen; sie scheint ihn mit Verwunderung zu betrachten, dennoch aber stößt sie ihn zurück. Offenbar kennt sie ihn nicht. Sie hat jede Erinnerung an ihn und die Ihren verloren. Sie hat die Sprache ihrer Kindheit vergessen — sie hat ihre Eltern, sie hat Alles vergessen.

Ich konnte meine Thränen nicht zurückhalten, als ich in das Gesicht meines Freundes — denn als solchen hatte ich ihn betrachten gelernt, — blickte. Er stand wie ein Mann, der eine tödtliche Wunde erhalten hat, aber noch lebt, stumm und innerlich zerschmettert, in der Mitte der Gruppe. Sein Kopf ist auf die Brust gesunken, seine Wange bleich und blutlos. Sein Auge schweift mit einem Ausdruck des Blödsinns, welcher peinliche Gefühle in uns erregt, umher. Ich konnte mir den furchtbaren Kampf vorstellen, welcher in seinem Innern wüthete.

Er machte keinen weiteren Versuch, sich dem Mädchen zu nähern. Er stand einige Augenblicke in der gleichen Haltung da, ohne ein Wort zu sprechen.

„Bringt sie hinaus!“ murmelte er endlich mit dumpfer Stimme; „bringt sie hinaus; vielleicht ist Gott so barmherzig, ihr die Erinnerung wiederzugeben.“

Neuntes Kapitel.

Der weiße Skalp.

Wir schritten wieder durch das schaurige Gemach und gelangten endlich auf die unterste Terrasse des Tempels.

Als ich an die Brüstung vortrat, erblickte ich unten eine Scene, welche mich mit Besorgniß erfüllte. Eine Wolke schien sich über mein Herz zu lagern.

Der Eindruck war ein plötzlicher und sein Grund für den Augenblick nicht zu bestimmen. Es war der Anblick des Blutes, welches ich sah — nein, das konnte es nicht sein. In der jüngsten Zeit war zu oft vor meinem Auge Blut vergossen worden, und ich hatte mich daran gewöhnt, es muthwillig vergießen zu sehen.

Zum Theil konnte es die Ursache davon sein, aber es waren noch andere Anblicke und Töne, welche kaum das Auge oder Ohr berührten, aber doch deutlich genug

waren, um meinen Geist mit Furcht und Ahnungen des Unheils zu erfüllen. Die Luft war mit einer schlimmen Electricität geschwängert — nicht die natürliche, sondern die moralische Atmosphäre, — welche durch die geheimnißvollen Kanäle, die noch kein Philosoph erforscht hat, zu mir drang. Blickt auf Eure Erfahrungen zurück. Habt Ihr nicht oft gefühlt, daß Zorn oder andere schlimme Leidenschaften im Geiste anderer Menschen existirten, ehe Ihr es durch einen bestimmten Blick, ein Wort, oder eine Handlung gewahr werden konntet?

Wie das Wild den Orkan vorfühlt, wenn auch die Atmosphäre ruhig ist, so empfand ich instinktmäßig, daß sich eine düstere Scene näherte.

Vielleicht zog ich meine Schlüsse gerade aus der Ruhe, welche rings um mich herrschte. In der moralischen, wie in der Körperwelt giebt es eine Stille, welche dem Sturme vorangeht.

Vor dem Tempel waren die Frauen der Stadt — Mädchen, Weiber und Kinder — im Ganzen etwa zweihundert aufgestellt. Sie waren verschiedenartig gekleidet. Einige waren in ihre gestreiften Decken gehüllt, Andere trugen Tilmas und Gewänder von Hirschleder, die mit buntfarbiger Stickerei und mit Federn verziert waren. Einige besaßen die Kleidung des civilisirten Lebens, den schweren Atlas, welcher von den Damen am Rio del Norte getragen worden war —

die Falbeln, welche beim Tanze die Knöchel einer munteren Maja umflattert hatten.

Nicht Wenige unter der Menge waren völlig nackt und hatten nicht einmal ein Feigenblatt zur Bedeckung ihrer Schaam.

Sie waren sämmtlich Indianer, aber von helleren oder dunkleren Schattirungen, und sie wichen im Ausdruck des Gesichts eben so sehr, wie in der Farbe, von einander ab.

Einige waren alt, runzelig und roh aussehend, aber Viele von ihnen auch jung, von edeln Zügen und wahrhaft schön.

Sie waren in verschiedenen Attituden gruppirt. Ihr Geschrei hatte aufgehört, aber sie murmelten in leisen, klagenden Tönen untereinander.

Bei schärferer Betrachtung sah ich Blut an ihren Ohren herabrinnen. Es befleckte ihren Hals und träufelte über ihre Gewänder herab.

Ein Blick war hinreichend, um mir die Ursache davon zu verkünden — sie waren ihrer goldenen Ohrgehänge beraubt worden.

Um sie her standen die abgestiegenen Skalpjäger in Gruppen beisammen. Sie sprachen in Flüstertönen und mit leisem Murmeln. An ihren Gewändern zeigten sich Gegenstände, welche mein Auge anzogen, aus ihren Jagdtaschen und Proviantsäcken ragten eigenthümliche Zierathen hervor — goldene Perlenschnüre hingen

um ihren Hals und auf ihrer Brust herab. Es war der geraubte Schmuck der indianischen Mädchen.

Auf anderen Gegenständen ruhten meine Blicke, aber mit Gefühlen noch tieferen Schmerzes. Hinter den Gürteln Vieler von ihnen staken frische, noch dampfende Skalpe — ihre Messerhefte und Finger waren roth, an ihren Händen klebte Blut — ihre Mienen waren düster.

Das Bild war ein Schauder erregendes, und um seine furchtbare Wirkung zu erhöhen, rollten in diesem Augenblicke schwarze Wolken über das Thal und hüllten die Berge in ihre dunklen Massen. Die Blitze zuckten zwischen den Gipfeln umher und ihnen folgten in kurzen Zwischenräumen betäubende Donnerschläge.

„Bringt die Maulthiere herbei!“ schrie Seguin, als er mit seiner Tochter die Leiter herabstieg.

Es wurde ein Signal gegeben und kurz darauf kamen die Maulthiere unter der Obhut der Arrieros reihenweise über die Ebene.

„Sucht alles gedörrte Fleisch in der Stadt zusammen; packt es so schnell wie möglich auf!“

Vor den meisten Häusern hingen Tasajo-Guirlanden an den Wänden, auch getrocknete Früchte und Gemüse, Chile, Kamawurzeln und mit Piniennüssen gefüllte Ledersäcke waren zu finden.

Das Fleisch war bald herbeigebracht und mehrere

von den Leuten halfen den Arrieros beim Aufpacken desselben.

„Es wird schwerlich genug sein,“ sagte Seguin.

„Hier, Rube,“ fuhr er, zu dem alten Trapper gewendet, fort, „suche die Gefangenen aus; wir werden nicht mehr wie zwanzig mitnehmen können. Ihr kennt sie; wählt diejenigen, von denen am ersten zu erwarten ist, daß sie zum Austausch locken können.“

Hiermit wendete sich der Anführer dem Atajo zu, wohin er seine Tochter führte, um sie auf eines von den Maulthieren zu setzen.

Rube ging daran, dem ihm gegebenen Befehle zu gehorchen. In Kurzem hatte er eine Anzahl von widerstandslosen Gefangenen zusammengebracht und sie von der Menge gesondert. Es waren meistens Mädchen und junge Burschen, deren Kleidung und Züge verriethen, daß sie zum Adel der Nation gehörten, daß sie Kinder von Häuptlingen und Kriegern waren.

Dieses Verfahren wurde nicht mit Schweigen aufgenommen. Die Leute hatten sich zusammengestellt und begannen in lauter, meuterischer Sprache miteinander zu reden.

„Wagh!“ rief Kirker, ein Bursche von brutalem Aussehen, „es sind hier für uns Alle Weiber da, Jungens, warum sollte nicht Jeder zulangen? — wahrhaftig!“

„Kirker hat Recht,“ entgegnete ein Anderer; „ich

muß eine Squaw haben, und ich bin entschlossen, mir eine zu nehmen, oder zu bersten."

„Aber wie wollt Ihr sie unterwegs ernähren? — Wir haben nicht Fleisch genug, wenn wir für Jeden eine nehmen."

„Das Fleisch soll zum Teufel gehen," rief der Zweite. „Wir können den del Norte in vier Tagen oder noch kürzerer Zeit erreichen; wozu brauchen wir also so viel Fleisch?"

„Es ist Fleisch genug da," meinte Kirker; „das ist nur ein Palavre vom Capitain. Wenn es alle ist, so können wir die Weiber zurücklassen und dasjenige von ihnen mitnehmen, was wir am Leichtesten fortschaffen können."

Dies wurde mit einer bedeutungsvollen Geberde und einer Grausamkeit des Ausdrucks gesagt, welche empörend auf mich wirkte.

„Nun, Jungens, was sagt Ihr?"

„Ich denke wie Kirker."

„Ich auch!"

„Ich auch!"

„Ich auch!"

„Ich will keine Rathschläge geben," fügte der Unmensch hinzu: „Ihr mögt Alle thun, was Ihr wollt; aber dieser Nigger hat keine Lust, mitten im Ueberflusse zu verhungern."

„Und ganz recht, Kamerad, — Ihr habt Recht!"

„Nun, wer zuerst gesprochen hat, kann zuerst auslesen. Das ist das Gebirgsgesetz. Ich halte mich also zu Dir, altes Mädchen. Willst Du mitkommen?“

Hiermit ergriff er eine von den Indianerinnen, ein großes hübsches Weib, rauh am Arme und begann es nach dem Atajo zuzuziehen.

Das Weib kreischte und leistete Widerstand — es war entsetzt — nicht über das, was gesagt worden war, denn sie verstand es nicht — sondern von dem schändlichen Ausdruck, welchen sie deutlich auf dem Gesicht des Mannes erkannte.

„Willst Du gleich Deine Fleischfalle zumachen!“ schrie er, indem er sie immer nach den Maulthieren zuzog. „Ich werde Dich nicht fressen. Ich habe zu meiner Zeit eine Menge von Weibern gehabt, und bis jetzt noch keine von ihnen aufgezehrt. Wagh! sei nicht so furchtsam! komm, steige hier auf; ha, jup!“

Und mit diesem Ausrufe hob er das Weib auf eines von den Maulthieren.

„Wenn Du nicht still sitzest, so binde ich Dich, — hörst Du?“ und er hielt ihr den Lasso vor und gab seinen Vorsatz durch Zeichen zu verstehen.

Jetzt erfolgte eine entsetzliche Scene.

Ein Theil der Skalpjäger folgte dem Beispiel ihres schändlichen Kameraden. Ein Jeder wählte das Mädchen oder Weib, welches ihm gefallen hatte, und

begann sie nach dem Atajo zu schleppen. Die Frauenzimmer kreischten, die Männer schrien und fluchten und strebten nach derselben Beute, einem schönern Mädchen, als die übrigen. Die Folge davon war ein Streit. Man hörte Flüche und Ausrufungen. Es wurden Messer gezogen und Pistolen gespannt.

„Spielt Schrift oder Wappen um sie!“ rief Einer.

„Ja, das ist billig. Schlagt an!“ schrien Mehrere.

Der Wink wurde angenommen und die Schöne ward das Eigenthum des Gewinners.

Nach wenigen Minuten trug fast jedes Maulthier des Atajo ein indianisches Mädchen.

Einige von den Jägern hatten keinen Theil an diesem sabinischen Verfahren genommen; einige mißbilligten es — denn nicht Alle waren schlecht — aus Menschlichkeitsgründen. Andere wollten sich nicht mit einer Squaw belästigen, sondern standen abseits und begrüßten die Scene mit wildem Lachen.

Während dieser ganzen Zeit war Seguin mit seiner Tochter auf der andern Seite des Gebäudes gewesen. Er hatte sie auf eines von den Maulthieren gesetzt und ihre Schultern mit seiner Serape bedeckt. Er traf alle Vorbereitungen zu ihrer Reise, welche ihm die ärtliche Fürsorge des Vaters eingab.

Der Lärm erregte endlich seine Aufmerksamkeit.

Er ließ sie unter der Obhut seiner Diener und eilte nach vorn.

„Kameraden!“ rief er, nachdem er einen Blick auf die Gefangenen auf den Maulthieren geworfen und sogleich Alles, was vorgegangen, begriffen hatte, „es sind ihrer hier zu viele; sind das diejenigen, welche Ihr ausgewählt habt?“

Diese Frage wurde an den Trapper Rube gerichtet.

„Nein!“ antwortete der Letztere, „das sind sie!“ und er deutete dabei auf die von ihm Ausgelesenen.

„Nun, so laßt Jene absteigen und setzt die von Euch gewählten auf die Maulthiere. Wir müssen durch eine Wüste ziehen, und wir werden kaum in dieser Zahl hindurch kommen können.“

Und er begann, ohne wie es schien, die finstern Blicke seiner Leute zu bemerken, in Gesellschaft Rube's und mehrerer Anderer den von ihm ausgegangenen Befehl auszuführen.

Die Entrüstung der Jäger zeigte sich jetzt in offener Meuterei. Es wurden wilde Blicke gewechselt und laute Drohungen ausgestoßen.

„Bei Gott!“ rief der Eine, „ich will entweder mein Mädchen oder ihren Skalp haben.“

„Vaya!“ rief ein Anderer in spanischer Sprache, „warum wollen wir eine von ihnen mitnehmen — sie

sind am Ende noch nicht der Mühe werth. Keine Einzige ist so viel werth, wie ihr Skalp."

„Nun, so nehmt die Skalpe und laßt die Dirnen hier!" schlug ein Dritter vor.

„Das sage ich auch!"

„Ich auch!"

„Ich stimme mit Euch, Ihr alten Gäule!"

„Kameraden," sagte Seguin, zu den Meuterern gewendet, im sanftesten Tone, „erinnert Euch Eurer Versprechen! Zählt die Gefangenen, wie wir es ausgemacht haben; ich bürge für die Bezahlung Aller."

„Könnt Ihr sie jetzt bezahlen?" fragte Einer.

„Ihr wißt selbst, daß das unmöglich sein würde."

„Bezahlt jetzt für sie! bezahlt jetzt!" schrien Mehrere.

„Geld oder Skalpe, sage ich."

„Carrajo! woher soll der Capitain, wenn wir nach Paso kommen, das Geld eher hernehmen, als hier? Er ist weder ein Jude, noch ein Bankier, und wenn er so reich geworden wäre, so würde es eine Neuigkeit für mich sein. Woher soll das Geld kommen?"

„Nicht von dem Cabildo, wenn der Skalp nicht eingeliefert wird. Dafür bürge ich."

„Sehr wahr, Jose; sie werden weder ihm, noch uns Geld geben, und wir können es selbst holen, wenn wir die Skalpe aufweisen — das können wir!"

„Wagh! was kümmert er sich um uns, seit er seinen Wunsch erlangt hat?“

„Keinen Heller! Er hat uns nicht an den Prieto gehen lassen, wo wir das Gold scheffelweise hätten holen können

„Jetzt verlangt er, daß wir auch diese Aussicht wegwerfen sollen. Wir würden verdammte Narren sein, wenn wir es thäten, das sage ich!“

Es fiel mir in diesem Augenblicke ein, daß ich mich vielleicht mit Erfolg würde einmischen können. Die Meuterer schienen weiter nichts zu verlangen, als Geld — wenigstens war es die Beschwerde, welche sie vorschützten, und um nicht von dem furchtbaren Drama Zeuge zu werden, welches der Aufführung nahe zu sein schien, würde ich gern mein ganzes Vermögen aufgeopfert haben.

„Leute!“ rief ich, indem ich meine Stimme so anstrengte, daß sie den Lärm übertäubte; „wenn Ihr es der Mühe für werth erachtet, auf meine Worte zu hören, so will ich Euch etwas sagen. Ich habe mit der letzten Karavane eine Ladung Waaren nach Chihuahua geschickt. Wenn wir nach El Paso kommen, so werden die Händler zurückgekehrt sein und ich doppelt so viel, als Ihr verlangt, besitzen. Wenn Ihr mein Versprechen annehmen wollt, so werde ich dafür sorgen, daß Ihr bezahlt werdet.“

„Wagh, das klingt schon recht gut. Was wissen wir aber von Euch oder Euern Waaren?“

„Vaya! ein Vogel in der Hand ist mehr werth, als zwei auf dem Dache.“

„Er ist ein Krämer, wer wird sich auf sein Wort verlassen!“

„Zum Teufel mit seinen Waaren! Skalpe oder Geld! — Geld oder Skalpe! Das ist der Rath dieses Niggers, und wenn Ihr ihn nicht annehmt, Jungens, so könnt Ihr es lassen; aber es ist die ganze Bezahlung, die Ihr je in Eure Klauen bekommen werdet.“

Die Leute hatten Blut gekostet und dürsteten — gleich dem Tiger, nach mehr. Auf allen Seiten sah man blitzende Augen und die Gesichter Einiger von ihnen zeigte eine thierische Wildheit, welche einen häßlichen Anblick darbot. Die Räuberbanden-Disciplin, welche bisher geherrscht, schien völlig entschwunden zu sein und der Gewalt des Anführers Trotz geboten zu werden.

Auf der andern Seite standen die Weiber aneinandergeschmiegt und vor Furcht zitternd; sie konnten die meuterische Sprache nicht verstehen, sahen aber drohende Haltungen und zornige Gesichter; sie sahen, wie Messer gezogen, und hörten, wie Büchsen und Pistolen gespannt wurden; sie wußten, daß Gefahr drohte, und kauerten sich jammernd nieder.

Bis zu diesem Augenblicke hatte Seguin fortwährend Anweisungen für das Fortbringen seiner Gefangenen gegeben. Sein Benehmen war noch eben so seltsam zerstreut, wie seit der Scene des Wiedersehens seiner Tochter! Diese, an seinem Herzen nagende größere Sorge schien ihn für das, was vorging, unempfindlich zu machen.

Es war nicht so.

Als Kirker geendet hatte — denn er war derjenige gewesen, welcher zuletzt gesprochen, trat eine blitzschnelle Veränderung in Seguins Wesen ein. Er erhob sich plötzlich aus seiner gleichgiltigen Haltung und trat vor die Meuterer.

„Wagt es, Eure Schwüre zu entehren!“ rief er mit Donnerstimme; „beim ewigen Gott! der Erste, welcher ein Messer oder eine Büchse entehrt, wird augenblicklich des Todes sein!“

Es entstand eine Pause und ein Augenblick tiefer Stille.

„Ich hatte ein Gelübde gethan,“ fuhr er fort, „wenn es Gott gefallen sollte, mir mein Kind wiederzugeben, diese Hand nicht mehr mit Blut zu beflecken. Wenn mich irgend Einer zwingt, dieses Gelübde zu brechen, so schwöre ich zum Himmel, daß sein Blut das erste sein soll, welches sie befleckt!“

Durch die Menge lief ein düsteres Murmeln, aber keine Antwort wurde gehört.

„Du bist bei alle Deinem Lärmen doch nur ein feiger Poltron,“ fuhr er fort, indem er sich zu Kirker umwendete, und ihm in's Auge blickte. „Stecke das Messer ein! — schnell! oder so wahr ein Gott im Himmel lebt, sende ich diese Kugel durch Dein schändliches Herz.“

Seguin hatte ein Pistol gezogen und stand in einer Haltung da, welche verkündete, daß er seine Drohung ausführen würde. Seine Gestalt schien größer geworden zu sein; sein rollendes Auge blitzte und der Mann erbebte von seinem Blicke. Er sah darin den Tod, wenn er ungehorsam sein sollte, und mit einem mürrischen Gemurmel fingerte er mechanisch an seinem Gürtel umher und steckte die Waffe wieder in ihre Scheide.

Die Meuterei war aber noch nicht unterdrückt. Es gab unter den Aufrührern Mehrere, die nicht so leicht zu besiegen waren. Noch immer wurden wilde Rufe gehört und die Meuterer begannen einander von Neuem mit ihrem Geschrei zu ermuthigen.

Ich hatte mich mit gespannten Revolvern neben den Anführer gestellt, um ihm, wenn es nöthig werden sollte, bis zum Tode beizustehen.

Mehrere Andere, unter denen sich Rube, Garey, Sanchez der Stierkämpfer und der Maricopa befanden, hatten dasselbe gethan.

Die feindlichen Parteien waren einander beinahe gleich, und wenn wir gekämpft hätten, würde ein furcht-

bares Gemetzel entstanden sein; aber in diesem Augenblicke erschien ein Gegenstand, welcher den Groll Aller erstickte. Es war der gemeinschaftliche Feind.

Fern am westlichen Rande des Thales konnten wir Hunderte von dunklen Gestalten über die Ebene kommen sehen. Sie waren noch in weiter Entfernung, aber das geübte Auge der Jäger erkannte sie auf den ersten Blick. Es waren Reiter — es waren Indianer — es waren unsere Verfolger — die Navajos.

Sie ritten in vollem Galopp und hatten sich über die Prairie ausgedehnt, wie Jagdhunde, — sie mußten in ganz Kurzem über uns sein.

„Dort!“ rief Seguin, „dort sind Skalpe genug, um Euch zu befriedigen. Zuerst wollen wir aber für unsere eigenen sorgen. — Kommt auf Eure Pferde! vorwärts mit dem Atajo! ich werde in Paso mein Wort gegen Euch halten. Sitzt auf, wackere Burschen! — sitzt auf!“

Die letzten Worte wurden in versöhnlichem Tone gesprochen; aber es bedurfte derselben nicht, um die Bewegungen der Jäger zu beschleunigen. Sie kannten ihre Gefahr nur zu gut.

Sie hätten unter den Häusern den Angriff abwehren können; aber es würde nur bis zur Rückkehr

des Hauptstammes gedauert haben, und sie wußten, daß sie dann sämmtlich das Leben hätten verlieren müssen. Sich in der Stadt zu halten, würde Wahnsinn gewesen sein, und sie konnten natürlich nicht daran denken.

Wir waren augenblicklich in unsern Sätteln und der Atajo, mit den Gefangenen und Mundvorräthen, wurde dem Walde zugetrieben.

Wir beabsichtigten, durch die östliche Schlucht zu gehen, da uns der Rückzug auf dem anderen Wege jetzt von den herannahenden Reitern abgeschnitten wurde.

Seguin hatte sich an die Spitze gestellt und führte das Maulthier, auf welchem seine Tochter saß, die Uebrigen folgten ihm unordentlich über die Ebene.

Ich war einer von den Letzten, welche die Stadt verließen. Ich hatte mich absichtlich im Hintertreffen gehalten, da ich eine Schandthat fürchtete und entschlossen war, sie womöglich zu verhindern.

„Endlich," dachte ich, „sind sie Alle fort." Ich gab meinem Pferde die Sporen und galoppirte den Uebrigen nach.

Als ich mich etwa hundert Schritt von den Mauern entfernt hatte, ertönte hinter mir ein laut gellendes Geschrei.

Ich hielt mein Pferd an, wendete mich im Sattel um und blickte besorgt zurück.

Ein zweites, wildes wüthendes Geschrei deutete mir den Punkt an, woher das erste gekommen war.

Auf dem höchsten Dache des Tempels rangen zwei Männer mit einander. Ich erkannte sie auf den ersten Blick und wußte, daß es ein Kampf auf Leben und Tod war. Den Einen erkannte ich an dem wallenden weißen Haar als den Medizinhäuptling. Die spärlichen Kleidungsstücke — die nackten Knöchel — die enganschließende Mütze, ließen mich leicht seinen Gegner unterscheiden. Es war der ohrenlose Trapper.

Der Kampf dauerte nur kurze Zeit. Ich hatte seinen Anfang nicht gesehen, wurde aber bald ein Zeuge seiner Entwickelung.. Als ich mich umwendete, hatte der Trapper seinen Gegner bis an die Brustwehr gezogen und beugte ihn mit seinen langen, muskulösen Armen über den Rand derselben. In der andern Hand schwang er sein langes Messer.

Ich sah ein schnelles Blitzen, als die Klinge herabgestoßen wurde — ein rother Blutstrom sprudelte über die Gewänder des Indianers, seine Arme sanken herab — sein Körper hing über das Mauerwerk — schwankte einen Augenblick und fiel dann mit einem dumpfen Schall auf die untere Terrasse.

Derselbe wilde Schrei erschallte von Neuem in mein Ohr und der Jäger verschwand vom Dache.

Ich wendete mich um und ritt weiter.

Ich wußte, daß es der Abschluß einer alten Rech=

nung — die Erfüllung eines furchtbaren Racheschwures gewesen war.

Hinter mir erschallte Hufschlag und ein Jäger ritt zu mir heran.

Ohne den Kopf umzuwenden, wußte ich, daß es der Trapper war.

„Ein ehrlicher Tausch ist kein Diebstahl," sagte er; „das Haar ist hübsch. Wagh! es wird das meine weder flicken, noch zu ihm passen, aber es erleichtert mir das Herz."

Von diesen Worten verblüfft, wendete ich mich um und suchte ihre Bedeutung zu ergründen. Meinen Augen bot sich ein eigenthümlicher Anblick. An dem Gürtel des Jägers hing ein Gegenstand, welcher aussah, wie ein Strähn schneeweißen Flachses; — aber das war es nicht. Es war Haar — es war ein Skalp!

Ueber die silbernen Fäden rannen Blutstropfen herab und quer über sie lief, beinahe in der Mitte, ein breiter, rother Streifen — es war die Färbung, welche das Messer des Trappers beim Abwischen zurückgelassen hatte.

Zehntes Kapitel.

Das Gefecht am Cannon.

Wir drangen in den Wald und folgten dem indianischen Wege stromaufwärts. Wir eilten dahin, so schnell sich der Atajo treiben ließ. Ein kurzer Trab über eine fünf Meilen breite Strecke brachte uns an das östliche Ende des Thales. Hier näherte sich die Sierra dem Flusse und bildete einen Cannon. Es war eine finstere Schlucht, welche der, durch die wir vom Westen hereingekommen, ähnlich war, aber noch furchtbarer aussah.

Sie wich besonders darin von der ersteren ab, daß zu beiden Seiten kein Weg über die Berge führte. Das Thal war von steilen Klippen umschlossen und der Pfad lief durch das Cannon — am Bette des Flusses hinauf. Der Letztere war seicht. Bei starken Regengüssen wurde er zu einem Strome und dann war das

Thal von Osten her unzugänglich, aber dies kam in jenen regenlosen Gegenden nur selten vor.

Wir betraten das Cannon, ohne Halt zu machen, und galoppirten über die Geröllsteine und mächtigen Felsstücke, die in seinem Bette lagen. Hoch über uns ragten die steilen Klippen Tausende von Fußen empor; große Felsen neigten sich über das Wasser; alte Fichten mit spitzen Nadeln hingen in den Felsspalten wurzelnd herab, gestaltlose Massen von Kaktus und Mezcalpflanzen krochen über die Klippen dahin und erhöhten die Wildheit der Scenerie durch ihre malerischen, aber düsteren Formationen.

In dem Passe war es durch den Schatten der überhängenden Massen dunkel, aber jetzt noch dunkler als gewöhnlich, da die Klippen über unsern Köpfen von schwarzen Gewitterwolken umhüllt wurden. Durch diese zuckten in kurzen Zwischenräumen die Blitze und spiegelten sich im Wasser zu unsern Füßen ab. Der Donner rollte in kurzen, scharfen Stößen über die Schlucht, bis jetzt aber regnete es noch nicht.

Wir plätscherten hastig, dem Führer nach, durch den seichten Fluß. Es gab nicht gefahrlose Stellen darin, wo das Wasser mit einer Heftigkeit, welche unsere Pferde beinahe niederwarf, um Felsenvorsprünge braus'te, aber wir hatten keine Wahl und kletterten, unsere Thiere mit Stimme und Sporn antreibend, weiter.

Nachdem wir einige hundert Schritt weiter gekommen waren, erreichten wir die Höhe des Cannons und kletterten auf dem Ufer heraus.

„Nun, Capitain," rief der Führer, indem er anhielt und nach dem Eingange deutete, „hier ist der beste Ort zur Vertheidigung. Wir können sie zurückhalten, bis sie der Sache müde werden. Das ist es, was wir zu thun vermögen."

„Ihr wißt gewiß, daß außer diesem kein anderer Paß herausführt?"

„Keine Ritze, durch die eine Katze entwischen könnte — das heißt, wenn sie nicht um die andere gehen, aber dadurch würden sie auch, meiner Berechnung nach, einen Umweg von zwei Tagen machen."

„Nun, so wollen wir diese Stelle vertheidigen.

„Steigt ab, Leute! werft Euch hinter die Felsen."

„Wenn Ihr meinem Rath gehorchen wolltet, Capitain — so würde ich die Maulthiere und Weiber mit einigen Männern zur Bewachung — diejenigen, welche die schlechtesten Pferde reiten, voraussenden. Wenn wir einmal gehen, wird es Nase an Schwanz heißen, und wenn sie jetzt aufbrechen, so seht Ihr, daß wir sie leicht auf der andern Seite der Prairie einholen können."

„Ihr habt Recht, Rube. Wir können nicht lange hier bleiben. Die Mundvorräthe werden uns ausgehen; sie müssen sich vorausbegeben. Denkt Ihr,

daß jener Berg weit von der Linie unsers Marsches liegt?"

Seguin deutete bei diesen Worten auf einen schneebedeckten Gipfel, welcher im fernen Osten über die Ebene heraufragte.

„Der Weg, welchen wir einschlagen müssen, wenn wir über das alte Bergwerk gehen wollen, führt dicht daran vorbei, Capitain. Südlich von jenem Schneegipfel ist ein Paß — es ist der Weg, auf dem ich selbst einmal entwischt bin."

„Nun gut! die Vorausgehenden können den Berg zum Führer nehmen. Ich will sie sofort abgehen lassen."

Etwa zwanzig Mann, welche die schlechtesten Pferde ritten, wurden unter der Bande ausgewählt. Diese machten sich mit dem Atajo und den Gefangenen augenblicklich auf den Weg und ritten auf den Schneeberg zu.

El Sol ging, mit der Aufsicht über Dacoma und die Tochter unseres Anführers betraut, mit dieser Abtheilung. Die Uebrigen schickten sich an, den Paß zu vertheidigen.

Unsere Pferde wurden in einer Vertiefung angebunden und wir stellten uns an einem Punkte auf, von wo wir die Mündung des Cannons mit unsern Büchsen bequem beherrschen konnten.

Wir warteten schweigend auf den herannahenden

Feind. Bis jetzt war noch kein Kriegsruf zu uns gedrungen, aber wir wußten, daß unsere Verfolger nicht weit entfernt sein konnten, knieten hinter die Felsen und spähten angestrengt die dunkle Schlucht hinab.

Es ist schwer, mit der Feder eine Idee von unserer Stellung zu geben. Der Punkt, welchen wir zur Vertheidigung ausgewählt hatten, war in seiner Art einzig, aber nicht leicht zu beschreiben.

Es ist nöthig, etwas von seinem eigenthümlichen Charakter zu wissen, um das, was jetzt erfolgte, zu begreifen.

Der Fluß strömt, nachdem er sich eine Strecke weit in einem seichten, steinigen Bette dahin gewunden hatte, durch eine mächtige, thürartige Spalte zwischen zwei Riesenportalen in das Cannon. Eines von diesen, war das steile Ende des Granitgebirges — das andere eine abgelös'te Masse von geschichteten Felsen.

Unter diesem Thore wurde das Flußbett auf eine Strecke von etwa hundert Schritt lang breiter und hier war der Boden mit losen Steinen und Treibholzbalken bedeckt.

Noch weiter hinab näherten sich die Klippen einander so, daß nur zwei Reiter nebeneinander zwischen ihnen hindurchkommen konnten und jenseits dieser Stelle wurde der Kanal abermals breiter und das Flußbett war mit mächtigen, von den Bergen herabgefallenen Felsstücken angefüllt.

Die Stelle, welche wir einnahmen, war zwischen dem Felsen und dem Treibholze innerhalb des Cannons und unterhalb der großen Spalte, welche seine Mündung bildete. Wir hatten die Position nothgedrungen wählen müssen, da an diesem Punkte das Ufer abschüssig war und einen Ausweg nach dem offenen Lande darbot, auf welchem uns unsere Verfolger in die Flanke kommen konnten, wenn wir ihnen erlaubten, so weit heraufzubringen. Es war daher nöthig, dies zu verhindern, und wir stellten uns so auf, daß wir die untere oder zweite schmale Stelle das Kanals vertheidigten.

Wir wußten, daß unterhalb dieses Punktes steile Klippen das Flußbett auf beiden Seiten ummauerten, so daß es ihnen unmöglich sein würde, herauszusteigen; wenn wir sie abhalten konnten, einen Sturm auf das beengte Ufer zu unternehmen, so verhinderten wir sie an jedem weiteren Vordringen.

Sie konnten unserer Stellung nur dadurch in die Flanke kommen, daß sie in das Thal zurückritten und sich nach dem westlichen Ende, eine Strecke von wenigstens funfzig Meilen, begaben.

Jedenfalls waren wir im Stande, sie im Schach zu halten, bis der Atajo weit vorausgekommen war, und dann beabsichtigten wir, uns auf unsere Pferde zu verlassen und ihn in der Nacht einzuholen. Wir wußten, daß wir endlich doch die Vertheidigung aufgeben

mußten, da der Mangel an Mundvorräthen uns nicht gestatten würde, uns längere Zeit zu halten.

Wir hatten uns auf Befehl unsers Anführers zwischen den Felsen niedergeworfen. Der Donner rollte jetzt über unsern Häuptern und hallte in dem Cannon wieder. Schwarze Wolken zogen, von blendenden Blitzen zerspalten und zerrissen, über die Klippen dahin, große Tropfen, welche bis jetzt aber noch dünn fielen, schlugen auf die Steine nieder.

Wie mir Seguin gesagt hatte, sind Regen, Donner und Blitz seltene Erscheinungen in dieser Gegend, wenn sie aber einmal vorkommen, so geschieht es mit der Heftigkeit, welche die Stürme der Tropenländer charakterisirt. Die Elemente, welche ihrem gewohnten Zügel entronnen sind, wüthen in einem wilden Kriege. Die lange angesammelte Electricität, welche plötzlich aus ihrem Gleichgewicht gehoben ist, scheint sich an der Verwüstung zu ergötzen und zerreißt die Harmonie der Natur.

Das Auge des Geognosten konnte sich bei einem Blicke auf die Oberfläche dieser Hochebenen nicht im Charakter ihrer Atmosphäre täuschen. Die furchtbaren Cannons, die tiefen Barrancas, die zerrissenen Ufer der Felsen und die durch den Lehm geschnittenen Kanäle der Arroyos — kurz Alles verkündet, daß wir uns in einem Lande plötzlicher Fluthen befinden.

Fern im Osten, — in der Nähe der Quelle des

Flusses, — konnten wir sehen, daß der Sturm im vollen Grimme wüthete. Die Berge waren, in jener Richtung hin, unsichtbar geworden, dicke Regenwolken senkten sich auf sie herab und wir konnten das Geräusch des niederfallenden Wassers hören. Wir wußten, daß es bald bei uns sein würde.

„Ich möchte wissen, was sie zurückhält?“ fragte Einer.

Unsere Verfolger hatten Zeit gehabt heranzukommen; die Zögerung war unerwartet.

„Gott weiß es,“ antwortete ein Anderer, „wahrscheinlich werden sie die Stadt erst frisch anstreichen wollen.“

„Ich glaube eher, daß ihr Anstrich abgespült werden wird,“ erwiederte ein Dritter. „Seht nach dem Pulver auf Euern Pfannen, Gäule; das ist mein Rath.“

„Bei Gott; es wird in Mulden herunterkommen!“

„Das wäre eben recht, Jungen — Hurrah!“ rief der alte Rube.

„Warum? — wollt Ihr Euch ersäufen lassen, alter Gaul?“

„Das ist es gerade, was dieses Kind verlangt.“

„Nun, es ist mehr, als ich wünsche — ich möchte wissen, weshalb Ihr so naß werden wollt. Wünscht Ihr Euerm alten Cadaver das Fieber?“

„Wenn es zwei Stunden lang regnet," fuhr Rube fort, ohne die letzte Frage zu beachten, „so brauchen wir nicht hier zu bleiben, seht Ihr?"

„Warum nicht, Rube?" fragte Seguin aufmerksam.

„Warum, Capitain?" entgegnete der Führer, „ich habe den geringsten Regenschauer diesen Creek so groß machen sehen, daß Ihr keine Lust haben würdet, hindurchzuwaten. Hurrah, es kommt sicher genug! hurrah! es kommt!"

Als der Trapper diesen Ruf ausstieß, kam eine mächtige, schwarze Wolke von Osten herangerollt, bis ihre schwarzen Riesenschwingen eine Decke über das Defilé bildeten. Sie war mit Electricität gefüllt und der Donner brach von Zeit zu Zeit in lauten Explosionen aus, wenn die rothen Blitzstrahlen zischend hindurch zuckten.

Aus dieser Wolke fiel der Regen nicht in Tropfen — sondern, wie es der alte Jäger vorausgesagt hatte, — in Mulden.

Die Leute warfen hastig die Säume ihrer Jagdhemden über ihre Flintenschlösser und blieben schweigend, vom Sturm gepeitscht liegen.

Jetzt erregte ein anderer Ton unsere Aufmerksamkeit. Er glich dem anhaltenden Lärm einer Wagenreihe, welche über einen steinigen Weg dahin zieht.

Es war der Schall von Hufschlägen in dem

steinigen Bett des Cannons, es waren die Hufschläge der nahenden Navajos.

Plötzlich hörte das Geräusch anf — zu welchem Zwecke? — vielleicht um zu recognosciren.

Diese Vermuthung erwies sich als richtig, denn nach wenigen Augenblicken zeigte sich ein kleiner, rother Gegenstand über einem entfernten Felsen. Es war die Stirn eines Indianers mit ihrer Zinnoberbemalung.

Er war zu weit von uns, als daß eine Büchse hätte bis zu ihm tragen können und die Jäger beobachteten ihn, ohne sich zu bewegen.

Bald erschien ein Zweiter und dann ein Dritter und dann sah man eine Menge dunkler Gestalten von einem Felsen zum andern in dem Cannon hinaufschleichen.

Unsere Verfolger waren abgestiegen und näherten sich zu Fuße.

Unsere Gesichter wurden von den Wasserpflanzen, womit die Steine bedeckt waren, verborgen und die Indianer hatten uns bis jetzt noch nicht erspäht. Sie waren offenbar in Zweifel, ob wir weiter gegangen seien und dies war ihr Vortrab, welcher die nöthige Recognoscirung anstellte.

In Kurzem waren die Vordersten bis dicht an den schmalen Theil des Cannons gekommen. Unter diesem Punkte lag eine Felsenmasse und der obere Theil eines Indianerkopfes zeigte sich einen Augenblick darüber.

Im gleichen Moment krachten ein halbes Dutzend Büchsen. Der Kopf verschwand, aber im nächsten Moment sah man einen Gegenstand unten auf den Kieseln am Fuße des Felsens. Es war der braune Arm des Wilden, der mit der Handfläche nach oben lag. Wir wußten, daß die bleiernen Boten ihr Werk gethan hatten.

Die Verfolger hatten, wenn auch auf Kosten eines unter ihrer Zahl, jetzt unsere Anwesenheit, sowie unsere Stellung erkannt und wir sahen den Vortrab sich eben so zurückziehen, wie er sich genähert hatte.

Diejenigen, welche gefeuert hatten, luden ihre Büchsen wieder, knieten wie vorher hin und warteten mit scharfen Augen und gespannten Hähnen auf das Nahen der Feinde.

Es dauerte lange, ehe wir wieder etwas von den Indianern hörten, aber wir wußten, daß sie sich über einen Angriffsplan beriethen.

Es gab nur eine Weise, auf welche sie uns schlagen konnten — indem sie das Cannon hinaufstürmten und zum Handgemenge mit uns kamen. Bei einem Angriffe dieser Art würde ihr Hauptverlust durch die erste Salve erfolgen. Sie konnten auf uns einreiten, ehe wir wieder zu laden vermochten, und da sie uns an Zahl weit überlegen waren, den Kampf bald mit ihren langen Lanzen entscheiden.

Wir wußten alles dies, aber wir wußten auch

daß eine erste Salve, wenn sie gut gefeuert wird, einen Indianerangriff stets zurückschlägt; und wir verließen uns auf diese Hoffnung.

Wir hatten ausgemacht, pelotonweise zu feuern und so den Vortheil einer zweiten Salve zu haben, wenn die Indianer sich nicht nach der ersten zurückziehen würden.

Beinahe eine Stunde lang kauerten die Jäger im strömenden Regen und sahen nur darauf, daß die Schlösser ihrer Gewehre trocken blieben. Das Wasser begann in schlammigen Fäden zwischen den Steinen hindurch zu sickern und knöcheltief um die Felsen zu strömen, womit der weite Kanal, worin wir jetzt standen, übersäet war.

Ueber und unter uns lief aber der von dem schmäler werdenden Bett zusammengedrängte Strom mit bedeutender Schnelligkeit.

Die Sonne war untergegangen — wenigstens schien es in der düstern Schlucht, worin wir uns befanden, so. Wir sehen dem Erscheinen unserer Feinde mit ungeduldiger Begier entgegen.

„Vielleicht sind sie auf dem andern Wege herumgegangen!“ meinte Einer.

„Nein, sie warten bis zum Einbruch der Nacht; sie werden es dann versuchen.“

„Nun, sie mögen warten!“ grollte Rube, „wenn sie grünschnäbelig dazu sind. Eine halbe Stunde wird

hinreichen, oder dieses Kind versteht kein Wetter=zeichen!“

„Still! still!“ flüsterten mehrere Stimmen zugleich; „seht, sie kommen! — sie kommen!“

Aller Augen waren hinab auf den Paß geheftet. Eine Menge von dunklen Gegenständen zeigten sich in der Ferne und füllten das Flußbett völlig aus. Es waren die Indianer und zu Pferde. Wir erkannten hieran, daß sie im Begriff waren, einen Sturm zu wagen. Auch ihre Bewegungen bestätigten es.

Sie hatten sich zwei Mann hoch formirt und hielten ihre Bogen bereit, um im Herangaloppiren einen Pfeilhagel auf uns fliegen zu lassen.

„Seht Euch vor Jungens,“ rief Rube; „sie kommen jetzt im Ernst; seht scharf durch Eure Visire und gebt Ihnen Euer Blei, hört Ihr!“

Bei diesen Worten des Trappers brachen zwanzig Stimmen in ein gleichzeitiges Gellen aus. Es war der Kriegsruf der Navajos.

Als die drohenden Töne durch das Cannon erschallten, wurden sie von dem lauten Hurrahruf der Jäger und dem wilden Jauchzen ihrer Delavare= und Shawano=Verbündeten beantwortet.

Die Indianer hielten einen Augenblick jenseits der schmäleren Stelle des Cannon, bis die Hintersten herangekommen sein würden; hierauf stießen sie einen zweiten Schrei aus und galoppirten in die Schlucht.

Ihr Angriff war so plötzlich, daß mehrere von ihnen durch die Spalte gekommen waren, ehe ein Schuß gefeuert wurde; dann kam das Knallen der Musketen — das Krachen krach! — krach! der Büchsen — die lauteren Salven der spanischen Escopetten und der zischende Ton der indianischen Pfeile. Auf beiden Seiten wurden Schreie der Aufmunterung und Herausforderung ausgestoßen und man vernahm stöhnende Laute, wie die gerieften Kugeln oder die vergifteten Pfeilspitzen das weiche Fleisch zerrissen.

Mehrere von den Indianern waren auf die erste Salve gefallen. Eine Zahl war bis an die Stelle, wo wir im Hinterhalt lagen, vorwärts geritten und schoß ihre Pfeile in unsere Gesichter ab. Unsere Büchsen waren aber nicht alle abgeschossen und man sah die kühnen Wilden nach den einzeln auf einander folgenden Knallen aus den Sätteln stürzen.

Die Hauptmasse schwenkte hinter die Felsen und formirte sich jetzt zu einem zweiten Angriff.

Dies war der Augenblick der Gefahr. Unsere Gewehre waren abgeschossen und wir konnten sie nicht verhindern, durch die Oeffnung zu kommen, und nach dem offenen Lande hindurchzudringen.

Ich sah Seguin seine Pistolen ziehen und vorwärts stürzen, indem er den auf gleiche Weise Bewaffneten zurief, daß sie seinem Beispiele folgen möchten.

Wir eilten unserm Anführer nach bis an den Rand des Cannons und standen, den Angriff erwartend, da.

Er mußte bald kommen, denn die durch eine Menge von Umständen erbitterten Feinde waren entschlossen, uns um jeden Preis zu vernichten. Wir hörten abermals ein wildes Kriegsgeschrei und bei seinem Wiederhall galoppirten die Wilden in die Oeffnung.

„Jetzt ist es Zeit!“ rief eine Stimme. „Feuer! Hurrah!“

Funfzig Pistolen knallten beinahe zu gleicher Zeit. Die vordersten Pferde bäumten sich und stürzten ausschlagend und sich umherrollend zurück. Sie bildeten eine Masse, welche den Kanal vollständig verstopfte. Die hinter ihnen Kommenden trieben ihre Pferde vorwärts. Einige kamen bis auf den Haufen gefallener Körper; ihre Pferde erhoben sich und fielen wieder zurück, so daß sie ihre todten und lebenden Reiter unter ihren Hufen zerstampften. Einige kamen heran nnd griffen uns mit ihren Lanzen an. Wir schlugen mit unsern Flintenkolben auf sie ein und drangen mit Messern und Tomahawks wild gegen sie.

Der Fluß hob sich und schäumte an die Felsen; die an der engeren Stelle liegenden Thiere dämmten ihn auf. Wir standen bis an die Hufe in der wachsenden Fluth. Der Donner brüllte über unsern Köpfen und die Blitze zuckten in unsere Gesichter, als ob die Elemente an dem Kampfe theilnähmen.

Das Geschrei dauerte eben so wild und Rache heischend, wie vorher, fort. Die Jäger beantworteten es mit wilden Herausforderungen. Flüche kamen von schäumenden Lippen und die Kämpfer umfaßten sich in der Umarmung, welche nur mit dem Tode endete.

Und jetzt erhob das hochgestauete Wasser die Körper der Thiere, welche den engen Raum bisher angefüllt hatten, und fegte sie hinaus.

O Gott! sie drängen sich herauf und unsere Gewehre sind entleert!

In diesem Augenblicke erschallt ein neuer Ton in unsern Ohren. Es war nicht das Geschrei von Männern, noch das Knallen von Gewehren, noch das Rollen des Donners — es war das dumpfe Brausen des Stromes!

Hinter uns ertönte ein warnender Ruf — eine Stimme schrie laut:

„So lieb Euch Euer Leben ist, an das Ufer! an das Ufer!“

Ich wendete mich um und sah meine Gefährten mit Worten des Schreckens und der Warnung nach dem Abhange eilen. In demselben Augenblick heftete sich mein Auge auf einen heranschwimmenden Gegenstand.

Keine zwanzig Schritt über der Stelle, wo ich mich befand, kam eine braune, schwimmende Masse heran. Es war Wasser, welches auf seinem schaumigen

Scheitel mächtige Treibholzstämme und abgerissene Baumäste trug.

Es war, als ob die Schleußen eines großen Dammes plötzlich hinweggerissen worden und dies der erste Strom der frei gewordenen Fluthen sei.

Während ich noch darauf blickte, schlug es mit einem Donnertone an das Portal des Cannon, wich dann zurück und stieg bis zu einer Höhe von zwanzig Fuß auf. Im nächsten Augenblick kam es schäumend durch die Spalte.

Ich hörte das entsetzte Geschrei der Indianer, welche ihre Pferde schwenkten und flohen. Ich lief, meinen Gefährten nach, dem Ufer zu; ich wurde durch das Wasser gehemmt, welches bereits bis an meine Schenkel reichte, aber ich rang mich mit verzweifelter Energie hindurch, bis ich einen sichern Punkt erreicht hatte.

Ich war kaum herausgeklettert, als der Strom mit einem zischenden, siedenden Tone vorüberfegte. Ich blieb stehen, um ihn zu beobachten. Von der Stelle, wo ich war, konnte ich die Schlucht eine lange Strecke weit übersehen. Die Indianer waren bereits im vollen Galopp und ich sah die Schweife ihrer hintersten Pferde soeben über die Felsen verschwinden. Die Körper der Todten und Verwundeten lagen immer noch im Flußbett. Es waren sowohl Jäger, wie Indianer. Die Verwundeten stießen ein Schreckensgeschrei aus,

als sie die herankommenden Fluthen sahen. Diejenigen, welche unsere Kameraden gewesen waren, riefen nach Hilfe. Wir konnten nichts thun, um sie zu retten. Ihr Geschrei hatte uns kaum erreicht, als sie vom Cannon aus wie Federn aufgehoben und mit der Schnelligkeit der aus dem Laufe entsendeten Kugel hinabgetrieben wurden.

„Dort sind drei gute Burschen untergegangen. Wagh!“

„Wer sind sie?“ fragte Seguin, und die Leute wendeten sich mit fragenden Blicken um.

„Ein Delavare und der lange Tim Harrys und —“

„Wer ist der Dritte, welcher uns fehlt — kann es Niemand sagen?“

„Ich glaube, daß es Kirker ist, Capitain.“

„Es ist Kirker, beim ewigen Gott! ich habe ihn stürzen sehen. Wagh! sein Haar werden sie jedenfalls abheben.“

„Ja, sie werden ihn unten herausfischen, das ist sicher!“

„Ich glaube, daß sie eine gute Menge von den ihren herausfischen werden.“

„Es wird jedenfalls ein scharfes Wettrennen sein. Ich habe gehört, daß ein Pferd mit einer Gewitterwolke um die Wette gelaufen ist; aber die Nigger werden sich anstrengen müssen, wenn ihre Schweife nicht naß werden, ehe sie an das andere Ende kommen.“

Während der Trapper noch sprach, wurden die Körper seiner Kameraden an eine Krümmung des Cannon geschleudert und unsern Augen entrissen. Das Bett war jetzt mit der schäumenden Fluth angefüllt, welche brausend an die Felsen schlug.

Unsere Gefahr war für jetzt vorüber.

Das Cannon war unzugänglich geworden und nachdem wir — die Meisten von uns mit Gefühlen des Grausens — auf den Strom geblickt hatten, wendeten wir uns ab und gingen der Stelle zu, wo unsere Pferde angebunden waren.

außerordentlicher Unsinn.

Elftes Kapitel.

Die Barranca.

Wir stellten unsere Pferde auf die Ebene, kehrten in das Dickicht zurück, hieben Holz und zündeten Feuer an. Wir fühlten uns sicher. Selbst wenn unsere Verfolger in das Thal zurück entkommen waren, konnten sie uns jetzt nicht anders mehr erreichen, als indem sie die Berge umgingen oder das Sinken der Fluth abwarteten.

Wir wußten, daß dies eben so plötzlich sein würde, wie ihr Steigen, wenn der Regen aufhörte; aber der Sturm wüthete immer noch mit unverminderter Wuth.

Wir konnten den Atajo bald einholen, beschlossen aber, noch eine Zeitlang im Cannon zu bleiben, bis die Menschen und Pferde sich durch das Essen erquickt haben würden. Beide bedurften der Nahrung, da die

Ereignisse des vorigen Tages keine Gelegenheit zu einem regelmäßigen Bivauac gegeben hatten.

Das Feuer loderte bald unter dem Schutze der überhängenden Felsen und das gedörrte Fleisch wurde zu unserm Abendessen gebraten und mit hinlänglichem Appetit gegessen.

Nach Beendigung desselben saßen wir mit dampfenden Kleidern um die rothen Kohlen. Mehrere von den Leuten hatten Wunden erhalten; diese wurden roh verbunden, da der Doctor mit dem Atajo vorausgegangen war.

Wir blieben mehrere Stunden lang in dem Cannon; der Sturm wüthete immer noch um uns, und das Wasser stieg höher und höher. Dies war es gerade, was wir wünschten und wir hatten die Genugthuung, die Fluth zu einer solchen Höhe wachsen zu sehen, daß sie, wie uns Rube versicherte, stundenlang nicht sinken konnte. Jetzt wurde beschlossen, unsere Reise fortzusetzen.

Es war ziemlich Mitternacht, als wir unsere Pferde holten und abritten. Der Regen hatte den von El Sol und seiner Abtheilung gemachten Weg theilweise verwischt, aber die Leute, welche ihm jetzt folgten, waren nicht besonders an Wegweiser gewöhnt, und Rube, der den Anführer machte, folgte ihm im Trabe. Von Zeit zu Zeit zeigten die Blitze die Maulthierspuren im

Boden und den weißen Berggipfel in der Ferne, welcher uns zum Leitstern diente.

Wir reis'ten die ganze Nacht hindurch. Eine Stunde nach Sonnenaufgang erreichten wir den Atajo am Fuße des Schneebergs. Wir hielten in dem Gebirgpasse und setzten nach kurzer, mit Kochen und Verzehren des Frühstücks zugebrachter Zeit unsere Reise über die Sierra fort.

Der Weg führte durch eine trockene Schlucht in eine offene Ebene, welche sich östlich und südlich weiter erstreckte, als unser Auge reichen konnte — es war eine Wüste.

Ich will die Ereignisse, welche uns auf dem Zuge durch jene furchtbare Yornada zustießen, nicht besonders erzählen; sie waren denen, welche wir in den Wüsten im Westen erfahren hatten, ähnlich. Wir litten an Durst und machten sechzig Meilen hintereinander, ohne Wasser zu finden. Wir kamen über Salbei bewachsene Ebenen, auf denen kein lebender Gegenstand die todtengleiche Einförmigkeit, welche uns umgab, unterbrach; wir kochten unsere Mahlzeiten an einem Feuer von Beifußstengeln, aber unsere Mundvorräthe gingen zu Ende, und eins von den Packmaulthieren nach dem andern fiel unter den Händen der hungrigen Jäger. Des Nachts lagerten wir uns ohne Feuer. Wir wagten

keins anzuzünden; denn wenn bis jetzt auch noch keine Verfolger erschienen waren, wußten wir doch, daß sie auf unserer Fährte sein mußten. Wir waren mit solcher Eile gereis't, daß sie uns nicht hatten einholen können.

Drei Tage lang hielten wir uns südöstlich. Am Abend des dritten sahen wir das Mimbresgebirge am östlichen Rande der Wüste aufragen. Der Gipfel desselben war den Jägern bekannt und wurde unser Führer.

Wir näherten uns dem Mimbres in diagonaler Richtung, da es unsere Absicht war, auf der Straße des alten Bergwerks, welches einst unserm Anführer gehört hatte, durch die Sierra zu ziehen. Für ihn war jeder Gegenstand der Landschaft ein Vertrauter. Ich bemerkte, daß sie um desto höher stieg, je weiter heimwärts wir kamen.

Gegen Sonnenuntergang erreichten wir den Ausgang der Barranca del Oro — einer ungeheuren Kluft, welche die Ebene durchschnitt und nach dem verlassenen Bergwerke hinabführte. Dieser, wie es schien, von einem Erdbeben gerissene Felsenschlund zog sich mehr als zwanzig Meilen weit hin. Zu beiden Seiten war ein Weg, denn zu beiden Seiten lief die Ebene horizontal bis dicht an den Rand des Abgrunds. Etwa auf halbem Wege nach dem Bergwerke, wußte der Führer auf

der linken Seite eine Quelle, und wir richteten unsere Reise auf dieselbe, um beim Wasser zu lagern.

Wir schleppten uns müde dahin. Es war beinahe Mitternacht, als wir an die Quelle kamen. Unsere Pferde wurden abgezäumt und auf der Ebene ausgepflöckt.

Hier hatte Seguin beschlossen, länger als gewöhnlich zu bleiben. Ein Gefühl der Sicherheit hatte sich seiner bemächtigt, als er sich dieser bekannten Gegend näherte.

Die Quelle wurde von einem Dickicht aus jungen Cottonbäumen und Weiden umsäumt, und mitten in demselben ward ein Feuer angezündet. Wiederum wurde ein Maulthier dem Drängen des Hungers geopfert und die Jäger warfen sich, nachdem sie das zähe Fleisch verzehrt hatten, auf den Boden, um zu schlafen. Nur die Pferdewächter standen draußen, auf die Büchsen gelehnt, schweigend und wachsam da.

Ich legte mein Haupt in die Höhlung meines Sattels und streckte mich am Feuer aus. Seguin und seine Tochter waren neben mir. Die mexicanischen Gefangenen und indianischen Mädchen lagen gruppenweise in ihre Tilmas und gestreiften Decken gehüllt auf dem Boden. Sie schliefen Alle oder schienen doch zu schlummern.

Meine Augen ruhten auf den Zügen Adelens,

welche nach oben gewendet waren und im Feuerscheine schimmerten.

Ich erkannte die Umrisse des Gesichts ihrer Schwester: die hohe, edle Stirn, die gewölbten Brauen und die schön geschnittene Nase. Aber ihr heller Teint war nicht hier zu finden — das Lächeln engelhafter Unschuld war nicht mehr da! Das Haar war dunkel, die Haut gebräunt und das Auge zeigte einen wilden Ausdruck, welchen ihm ohne Zweifel die Erfahrung vieler wilden Scenen eingeprägt hatte. Dessenungeachtet war sie schön; aber es war eine Schönheit von weit weniger geistiger Art, wie die meiner Verlobten.

Ihr Busen hob und senkte sich in kurzen unregelmäßigen Pulsschlägen. Ein paar Mal erwachte sie und murmelte einige Worte in indianischer Sprache. Ihr Schlaf war unruhig und unterbrochen.

Während der Reise hatte Seguin sie mit der ganzen zärtlichen Sorgfalt eines Vaters behandelt. Sie hatte aber seine Aufmerksamkeiten mit Gleichgiltigkeit angenommen, oder sie höchstens mit kalter Dankbarkeit betrachtet. Es war schwer, die sie beseelenden Gefühle zu analysiren. Den größten Theil der Zeit über blieb sie stumm und düster.

Der Vater versuchte ein paar Mal die Erinnerungen ihrer Kindheit neu zu beleben, aber ohne Erfolg, und er hatte jedes Mal mit bekümmertem Herzen den Versuch aufgeben müssen.

Ich glaubte, daß er schlief. Ich hatte mich geirrt; als ich aufmerksam in sein Gesicht blickte, sah ich, daß er sie mit tiefem Interesse betrachtete und auf die sich ihren Lippen entringenden, gebrochenen Worte lauschte.

Seine Miene bot ein Bild des Schmerzes und der Besorgnisse, welches mein Herz rührte.

Während ich ihn betrachtete, murmelte das Mädchen einige für mich unverständliche Worte, unter denen ich den Namen Dacoma's erkannte.

Ich sah, daß Seguin zusammenschrak, als er ihn vernahm.

„Das arme Kind!" sagte er, als er wahrnahm, daß ich wach war, „sie träumt, und es ist ein unruhiger Traum. Ich wäre beinahe geneigt, sie zu wecken."

„Sie bedarf der Ruhe," antwortete ich.

„Ja, wenn das Ruhe genannt werden kann. Hören Sie nicht? schon wieder Dacoma!"

„Es ist der Name des gefangenen Häuptlings."

„Ja; sie hatte, den Gesetzen der Indianer gemäß, mit ihm verheirathet werden sollen."

„Wie haben Sie aber dies erfahren?"

„Von Rube — er hatte es gehört, während er in der Stadt gefangen war."

„Und denken Sie, daß sie ihn geliebt hat?"

„Nein, wie es scheint, nicht. Sie war als Tochter des Medicinhäuptlings adoptirt und Dacoma ver-

langte sie zur Gattin. Sie sollte ihm unter gewissen Bedingungen gegeben werden; aber sie fürchtete ihn, anstatt ihn zu lieben, wie ihre Worte jetzt beweisen. Das arme Kind! sie hat ein launisches Schicksal gehabt."

„In zwei Tagen werden ihre Leiden vorüber sein. Sie wird ihrer Heimath, ihrer Mutter wiedergegeben werden!"

„Ja, aber wenn sie so bleiben sollte, wird es meiner armen Adele das Herz brechen."

„Fürchten Sie nichts, mein Freund; die Zeit wird ihr die Erinnerung wiedergeben. Ich glaube von einem ähnlichen Umstande in den Grenzansiedelungen des Missisippi gehört zu haben."

„O, sehr wahr; es ist häufig vorgekommen. Wir wollen das Beste hoffen."

„Wenn sie einmal daheim ist, werden die Gegenstände, die sie in ihren jüngern Tagen umgeben haben, eine Saite in ihrer Erinnerung anschlagen. Sie kann sich noch an Alles erinnern, nicht wahr?"

„Wir wollen es hoffen — wir wollen es hoffen."

„Auf alle Fälle wird die Gesellschaft ihrer Mutter und Schwester sie bald von den Gedanken an das wilde Leben losreißen. Fürchten sie nichts! sie wird wieder Ihre Tochter werden."

Ich sprach diese Gedanken aus, um ihn zu trösten. Seguin antwortete nicht; aber ich sah, daß der

peinliche und besorgte Ausdruck immer noch seine Züge bewölkte.

Mein Herz war ebenfalls bedrückt. Eine dunkle Ahnung begann es aus irgend einem Grunde zu beschleichen. Waren seine Gedanken mit den meinen in Verbindung?

„Wie lange,“ fragte ich, „wird es dauern, ehe wir Ihr Haus am Rio del Norte erreichen können?“

Ich wußte kaum, wodurch ich zu dieser Frage getrieben wurde. War es Furcht vor dem uns noch verfolgenden Feinde?

„Uebermorgen Abend,“ antwortete er. „Der Himmel gebe, daß wir s i e wohlbehalten finden!“

Ich erschrak über diese Worte. Sie hatten mir einen plötzlichen Stich ins Herz gegeben. Dies war der wahre Grund meiner unbestimmten Ahnungen.

„Sie haben Befürchtungen?“ fragte ich hastig.

„Ja.“

„Wovor? vor wem?“

„Vor den Navajos.“

„Den Navajos?“

„Ja. Ich bin nicht ruhig gewesen, seit ich sie von dem Pinnon östlich gehen sah. Ich kann nicht begreifen, weshalb sie es thaten, wenn sie nicht einen Angriff auf die Ansiedelungen beabsichtigt haben, welche an dem alten Banoswege liegen. Wenn das geschehen ist, so fürchte ich, daß sie einen Einfall auf das Thal von El

Paso, vielleicht einen Angriff auf die Stadt selbst gemacht haben. Nur eins kann sie an dem Unternehmen auf die Stadt verhindert haben — die Entfernung der Schaar Dacoma's, welche sie dafür zu schwach gemacht hat. Dennoch aber sind die kleinen Ansiedelungen nördlich und südlich davon gefährdet.“

Die Unruhe, welche ich bisher gefühlt hatte, entsprang aus einem Ausdruck, welchen Seguin an der Pinnonquelle hatte fallen lassen. Mein Geist hatte von Zeit zu Zeit während unserer Wüstenreise dabei verweilt; da er aber späterhin nicht mehr davon sprach, glaubte ich, daß er nicht so viel Gewicht darauf gelegt habe. Ich hatte unrecht gefolgert.

„Es ist noch allenfalls möglich,“ fuhr der Häuptling fort, „daß die Pasonnios sich vertheidigen. Sie haben es früher mit größerm Muthe, als die übrigen Niederlassungen, gethan, und daher ist ihre lange Befreiung von Plünderungen gekommen. Die Ursache liegt theilweise auch darin, daß unsere Schaar längere Zeit in ihrer Nachbarschaft gewesen ist, was die Wilden recht gut wissen. Es ist zu hoffen, daß die Furcht vor einem Zusammentreffen mit uns sie verhindern wird, nördlich von der Stadt in die Yornada zu kommen. In diesem Falle sind die Unsern unversehrt geblieben.“

„Gott gebe, daß es so sei!“ stammelte ich.

„Wir wollen schlafen,“ fuhr Seguin fort. „Vielleicht sind unsere Besorgnisse unbegründet und sie kön-

nen keinen Nutzen bringen. Morgen werden wir, ohne anzuhalten, weiter marschiren, wenn unsere Thiere es ertragen können. Gehen Sie zur Ruhe, mein Freund — Sie haben nicht viel Zeit."

Hierauf legte er seinen Kopf in den Sattel und schickte sich zum Schlafen an. Nach Kurzem schien er in tiefem Schlummer zu liegen.

Bei mir war es anders. Der Schlaf war von meinen Augen verbannt, und ich warf mich mit pochenden Pulsen und von furchtbaren Phantasien erfülltem Gehirne umher. Selbst die Reaction nach den heitern Träumen, denen ich mich soeben hingegeben hatte, gab meinen Besorgnissen eine peinliche Thätigkeit.

Ich begann mir Scenen vorzustellen, welche in diesem Augenblicke vorfallen konnten. Vielleicht wand sich eben meine Verlobte in den Armen eines wollüstigen Wilden, denn ich wußte, daß die südlichen Indianer nichts von der kalten Enthaltsamkeit und dem chevaleresken Zartgefühl besaßen, wodurch sich die „rothen Männer des Waldes" charakterisiren.

Ich stellte mir vor, wie sie in eine harte Gefangenschaft geführt wurde, um die Squaw eines brutalen Kriegers, oder noch schlimmer — die Beute zu werden, um welche sich mehrere streiten, und dann — o Gott! — o Gott! —

In der Qual des Gedankens sprang ich auf und stürmte in die Prairie hinaus.

Ich wanderte halb rasend umher, ohne zu beobachten, wohin ich ging. Ich mußte mehrere Stunden lang gegangen sein; aber ich beachtete das Verstreichen der Zeit nicht.

Ich kam an den Rand der Barranca zurück; der Mond schien hell, aber der Abgrund, welcher zu meinen Füßen aufklaffte, lag in Schweigen und Finsterniß begraben da, mein Auge konnte seine unergründliche Nacht nicht durchdringen.

Ich sah das Lager und die Cavallada weit von mir entfernt am Rande, aber meine Kräfte waren erschöpft, ich gab mich der Müdigkeit hin und sank am Rande des Abgrunds nieder.

Den Qualen, welche mich bisher aufrecht erhalten hatten, folgte ein Gefühl äußerster Mattigkeit. Der Schlaf überwand die Pein, und ich schlief.

Zwölftes Kapitel.

Der Feind.

Ich mußte eine Stunde, oder noch länger geschlafen haben. Wenn meine Träume Wirklichkeit gewesen wären, so müßten sie das Maaß eines Jahrhunderts erfüllt haben.

Endlich durchschauerte mich die rauhe Morgenluft und weckte mich. Der Mond war untergegangen, denn ich entsann mich, daß er am Rande des Horizontes gewesen war, als ich ihn das letzte Mal sah.

Dennoch war es keineswegs finster, so daß ich eine ziemliche Strecke weit durch die Nachtdünste sehen konnte.

„Vielleicht bricht der Tag an,“ dachte ich und wendete mein Gesicht nach Osten.

Es war, wie ich vermuthet hatte; der östliche

Himmel war mit rothen Streifen überzogen — es war Morgen.

Ich wußte, daß es Seguins Absicht war, bei Zeiten aufzubrechen, und wollte eben den Muth sammeln, mich zu erheben, als Stimmen an mein Ohr drangen. Es waren kurze Ausrufe und Hufschläge auf dem Prairie-Rasen.

„Sie sind aufgestanden und schicken sich zur Weiterreise an," dachte ich, und mit diesem Gedanken sprang ich auf und begann dem Lager zuzueilen.

Ich hatte kaum zehn Schritte gemacht, als ich bemerkte, daß die Stimmen, welche ich hörte, hinter mir waren.

Ich blieb stehen und horchte.

Ja, es unterlag keinem Zweifel, daß ich mich von ihnen entfernte.

„Ich habe mich im Wege nach dem Lager geirrt," dachte ich und trat an den Rand der Barranca, um mich davon zu überzeugen.

Wie groß war mein Erstaunen, als ich fand, daß ich nach der richtigen Seite gegangen war und die Töne aus der entgegengesetzten Richtung kamen.

Mein erster Gedanke war, daß der Zug an mir vorübergegangen sei und seinen Weg fortsetze.

„Aber nein — Seguin würde nicht — o, er hat eine Abtheilung ausgesendet, um mich zu suchen. — Sie sind es!" —

Ich rief „hollah!“ um sie wissen zu lassen, wo ich war. Es erfolgte keine Antwort und ich schrie von Neuem und lauter, wie vorher. Plötzlich hörten die Töne auf, und ich wußte, daß die Reiter horchten, und rief noch einmal, so laut ich konnte. Dann konnte ich ein Murmeln von vielen Stimmen und den Hufschlag von auf mich zugaloppirenden Pferden hören.

Ich wunderte mich, daß Keiner von ihnen mein Signal beantwortet hatte, aber meine Verwunderung verwandelte sich in Bestürzung, als ich bemerkte, daß die Herannahenden *auf der andern Seite der Barranca waren!*

Ehe ich mich von meiner Bestürzung erholen konnte, waren sie mir gegenüber und hielten am Rande des Lagers. Sie waren noch immer um dreihundert Schritte — die Weite der Schlucht — entfernt, aber ich konnte sie durch den dünnen Nebel deutlich sehen.

Es schienen im Ganzen hundert Reiter zu sein, und ihre langen Speere, ihre befiederten Köpfe und halb nackten Körper verkündeten mir auf den ersten Blick, *daß sie Indianer waren!*

Ich hielt mich nicht weiter mit Fragen auf, sondern lief in größter Eile dem Lager zu. Ich konnte sehen, daß die Reiter auf der entgegengesetzten Seite in einem langsamen Gallopp mit mir Schritt hielten.

Als ich die Quelle erreichte, sah ich die Jäger überrascht in ihre Sättel springen. Seguin war mit

einem andern an den äußersten Rand hinausgegangen und blickte nach dem Feind. Sie hattten an keinen sofortigen Rückzug gedacht, da der Feind, welcher den Vortheil des Lichtes besaß, bereits unsere Stärke erkannt hatte.

Obgleich die feindlichen Schaaren nur durch eine dreihundert Schritt weite Schlucht getrennt waren, mußten doch zwanzig Meilen durchmessen werden, ehe sie einander im Kampfe begegnen konnten. Aus diesem Grunde fühlten sich Seguin und die Jäger jetzt sicher, und es wurde schnell beschlossen, zu bleiben, wo wir waren, bis wir erkannt hatten, wer und was unsere Gegner sein mochten.

Sie hatten am gegenüberliegenden Rande der Schlucht Halt gemacht und blickten, in ihren Sätteln sitzend, herüber.

Unsere Erscheinung schien sie in Verwirrung zu setzen. Es war noch zu dunkel, als daß sie unsere Gesichtsfarbe hätten unterscheiden können. Bald wurde es jedoch heller, unsere eigenthümliche Kleidung und Ausrüstung wurde erkannt, und ein wildes Geschrei — der Kriegsruf der Navajos — erschallte über den Abgrund.

„Es ist Dacoma's Abtheilung,“ rief eine Stimme. „Sie hat die unrechte Seite der Schlucht genommen.“

„Nein,“ rief ein Anderer, „sie sind ihrer zu Wenige, als daß es Dacoma's Leute sein könnten. Es sind nicht mehr als hundert.“

„Vielleicht hat die Fluth die Uebrigen mitgenommen," meinte derjenige, welcher zuerst gesprochen hatte.

„Wagh! wie hätten sie unsere Fährte, die so breit ist, wie ein Wagengleis, verfehlen können? Sie können es nicht sein, nein!"

„Wer denn? es sind die Navajo's, ich könnte ihr Kläffen im Schlafe erkennen."

„Die dort sind Häuptlinge," sagte Rube, der in diesem Augenblicke herbeiritt. „Schaut, dort ist das alte Stinkthier selbst auf dem Schecken."

„Meint Ihr, daß sie es sind, Rube?" fragte Seguin.

„Sicher, wie ein Schuß, Capitain."

„Aber wo sind die Uebrigen von der Schaar? das sind nicht Alle.

„Sie können nicht weit sein. Still, ich höre sie kommen."

„Dort ist eine Menge, schaut, Burschen, schaut!"

Durch den sich jetzt verziehenden Nebel sah man eine dunkle Reitermasse auf der entgegengesetzten Seite herankommen. Sie näherten sich uns unter Geschrei und Ausrufungen, als ob sie Vieh trieben.

Es war so. Als sich der Nebel hob, konnten wir eine Heerde von Pferden, Hornvieh und Schafen sehen, welche die Ebene weit und breit bedeckte. Hinter diesen ritten Indianer, welche hin und her galoppirten, die Pferde mit ihren Sporen stachelten und vorwärts drängten.

„Gott, welche Beute!“ rief einer von den Jägern.

„Ja, das sind die Burschen, welche etwas bei ihrem Zuge gewonnen haben. Wir kommen eben so leer, wie wir ausgezogen sind, zurück. Wagh!“

Ich war mit dem Satteln meines Pferdes beschäftigt gewesen und kam in diesem Augenblicke vorwärts.

Mein Auge ruhte weder auf den Indianern, noch auf dem erbeuteten Vieh — ein anderer Gegenstand zog meine Blicke an und ließ mir das Blut in meinem Herzen erstarren.

Fern im Hintergrunde der herannahenden Heerde sah ich eine kleine, von den Uebrigen gesonderte Schaar. Ihre hellen, im Winde flatternden Kleider verkündeten mir, daß sie keine Indianer waren. Es waren Frauen! es waren Gefangene!

Im Ganzen schienen es etwa zwanzig zu sein; aber meine Gefühle waren von der Art, daß ich ihre Zahl nicht beachtete. Ich sah, daß sie auf Pferden saßen, und eine jede von ihnen durch einen neben ihr reitenden Indianer bewacht wurde. Mit klopfendem Herzen ließ ich mein Auge von einem Mitgliede der Gruppe zum andern gleiten. Die Entfernung war jedoch zu groß, um ihre Züge unterscheiden zu können.

Ich wendete mich zum Anführer. Er stand mit dem Fernglase am Auge da. Ich sah ihn erschrecken

— seine Wange erbleichte plötzlich, — seine Lippen erbebten krampfhaft, und das Telescop fiel zu Boden.

Er schwankte mit verstörten Mienen zurück und rief:

„O Gott! o Gott! — jetzt hast Du mich geschlagen!“

Ich erhob das Fernrohr, um mich selbst zu überzeugen. Dessen bedurfte es aber nicht. Als ich es an das Auge brachte, erblickte ich ein an der entgegengesetzten Seite laufendes Thier! Ich hielt das Glas auf die Gefangenen und im nächsten Augenblicke beobachtete ich durch dasselbe das Gesicht meiner Verlobten.

Sie schien so nahe zu sein, daß ich mich kaum enthalten konnte, ihr zuzurufen. Ich unterschied ihre bleichen, schönen Züge, ihre Augen waren vom Weinen geschwollen, und ihr reiches, goldenes Haar hing aufgelös't über ihre Schultern und reichte bis an die Beine ihres Pferdes. Sie war mit einer Serape bedeckt und ein junger Indianer ritt in der Kleidung eines mexicanischen Husaren neben ihr.

Ich sah auf keine von den Uebrigen, obgleich ein Blick mir zeigte, daß ihre Mutter sich in der nachfolgenden Reihe von Gefangenen befand.

Die Heerde war bald an uns vorüber und die Frauen mit ihren Wächtern kamen uns gegenüber an. Die Gefangenen wurden auf die Prairie zurückgeführt während die Krieger vorwärts nach der Stelle ritten,

wo ihre Kameraden am Rande der Barranca Halt gemacht hatten.

Es war jetzt heller Tag. Der Nebel hatte sich verzogen, und die feindlichen Schaaren blickten einander über den Abgrund hinweg an.

Dreizehntes Kapitel.

Neues Elend.

Es war ein höchst eigenthümliches Zusammentreffen. Hier waren zwei Schaaren von Menschen, die einander als Todfeinde betrachteten — von denen jede aus dem Lande der andern mit Beute beladen, und mit einem Gefolge von Gefangenen zurückkehrte! Sie hatten einander auf halbem Wege getroffen und standen in Musketenschußweite da. Sie blickten sich in der bittersten Feindschaft an, und doch war ein Kampf ebenso unmöglich, als ob zwanzig Meilen zwischen ihnen gelegen hätten."

Auf der einen Seite waren die Navajos mit bestürzter Miene — denn die Krieger hatten ihre Kinder erkannt — auf der andern Seite standen die Skalpjäger, von denen nicht wenige unter den Gefange-

nen ihrer Feinde eine Gattin, eine Tochter oder Schwester unterscheiden konnten.

Jede von den Schaaren schaute die andere mit feindlichem Herzen und rachsüchtigen Blicken an, und wenn sie einander so auf der Prairie getroffen hätten, würden sie sich bis zum Tode bekämpft haben. Es schien, als ob die Hand Gottes sich eingemischt habe, um das Blutvergießen zu verhindern, welches sicher erfolgt wäre, wenn nicht der Abgrund zwischen ihnen gelegen hätte.

Ich kann die Gefühle, welche mich in jenem Augenblicke beseelten, nicht beschreiben. Ich erinnere mich, daß ich plötzlich von neuen Körper- und Geisteskräften beseelt war. Bisher war ich kaum mehr als ein passiver Zuschauer der Ereignisse unseres Zuges gewesen; ich hatte gehandelt, ohne von einem Beweggrunde des Herzens angeregt worden zu sein. Jetzt hatte ich einen, welcher mich zu verzweiflungsvoller Energie aufstachelte.

Es kam mir ein Gedanke, und ich eilte zu Seguin, um ihm denselben mitzutheilen. Er begann sich jetzt von dem furchtbaren Schlage zu erholen. Die Leute sollten den Grund seines sonderbaren Benehmens erfahren und umstanden ihn theilweise, um ihn zu trösten.

Nur Wenige wußten etwas von den Familienangelegenheiten ihres Anführers; aber sie hatten von sei-

nen frühern Unglücksfällen, dem Verluste seines Bergwerks, dem Verfall seines Vermögens, der Gefangenschaft seines Kindes gehört. Als es jetzt bekannt wurde, daß sich unter den Gefangenen des Feindes seine Frau und Tochter befanden, wurden selbst die rauhen Herzen der Jäger von Mitleiden für seine ungewöhnlichen Leiden erfüllt. Man hörte unter ihnen theilnehmende Ausrufe, unter welche sich Ausdrücke der Entschlossenheit, die Gefangenen wieder zu gewinnen oder bei dem Versuche zu sterben, mischten.

Ich war in der Absicht, ein solches Gefühl zu erregen, vorgetreten. Es war mein Plan, von meinem kleinen Antheile an den Reichthümern der Welt eine Prämie auf Tapferkeit und Hingebung zu setzen, aber ich sah, daß edlere Beweggründe mir zuvorgekommen waren und blieb stumm.

Seguin schien über die Anhänglichkeit seiner Kameraden erfreut und begann, seine gewohnte Energie zu zeigen. Die Hoffnung hatte sich seiner wieder bemächtigt; seine Leute drängten sich um ihn, um ihm Rathschläge anzubieten und auf seine Weisungen zu hören.

„Wir können sie ohne Nachtheil bekämpfen," sagte Garey; „es sind nicht über zweihundert."

„Ohne die Weiber gerade einhundertsechsundneunzig," fiel ein Jäger ein; „ich habe sie gezählt — das ist ihre Zahl."

„Nun, ich rechne," fuhr Garey fort, „daß zwischen

uns ein Unterschied in Bezug auf den Muth existirt, und was an der Zahl fehlt, wollen wir mit unsern Büchsen ausgleichen. Ich fürchte mich nie, gegen zwei Indianer auf ein Mal zu kämpfen und will sogar noch einen kleinen dazu auf mich nehmen."

„Seht den Boden an, Bil, er ist vollkommen eben. Wo würden wir nach einer Salve sein? Sie würden mit ihren Bogen und Pfeilen den Vortheil über uns haben, wagh! sie würden uns mit ihren Lanzen und Spießen niederstechen."

„Ich habe nicht gesagt, daß wir sie auf der Prairie nehmen würden. Wir könnten ihnen folgen, bis sie in den Bergen sind, und sie zwischen den Felsen einholen. Das ist mein Rath."

„Ja, und mit jener Heerde können sie uns nicht entfliehen, das ist gewiß."

„Sie haben gar nicht die Absicht, davon zu laufen; sie werden höchst wahrscheinlich uns angreifen."

„Das ist es eben, was wir wollen," sagte Garey. „Wir können dorthin gehen und mit ihnen fechten, bis sie den Bauch voll haben."

Der Trapper deutete bei diesen Worten auf das Mimbresgebirge, welches etwa zehn Meilen in östlicher Richtung entfernt lag.

„Sie werden warten, bis mehr herankommen. In der Schaar eines Oberanführers sind immer mehr

als diese. Es waren ihrer beinahe vierhundert, als sie an dem Pinnon vorbeikamen.“

„Wo mögen die Uebrigen sein, Rube?“ fragte Seguin. „Ich kann bis an das Bergwerk hinabsehen, und sie sind nicht auf der Ebene.“

„Sie werden auch nicht kommen, Capitain, das ist ein Glück. Der alte Narr hat eine Abtheilung auf einem andern Wege fortgeschickt. Sie sind auf der falschen Fährte.“

„Warum denkt Ihr, daß sie auf dem andern Wege gegangen seien?“

„Ei, Capitain, das ist ganz natürlich; wenn sie hintennach kämen, so würden einige von den Niggern schon längst zurückgegangen sein, um sie nachzuholen, seht Ihr das nicht? So viel ich bemerkt habe, ist kein einziger davongegangen.“

„Ihr habt Recht, Rube!“ sagte Seguin, von der Wahrscheinlichkeit der Behauptung des Andern ermuthigt. „Was rathet Ihr uns?“ fuhr er, gegen den alten Trapper gewendet, dessen Rath er in allen schwierigen Fällen zu suchen gewohnt war, fort.

„Nun, Capitain, wie die Sache steht, ist sie eine verwickelte, und ich habe sie mir noch nicht zu meiner Zufriedenheit auseinandergelegt. Wenn Ihr mir ein paar Minuten gestatten wollt, so werde ich Euch, so gut ich es vermag, antworten.“

„Nun wohl, wir wollen auf Euch warten. Seht

nach Euern Waffen, Leute und sorgt dafür, daß sie alle in Bereitschaft sind."

Während dieser Berathung, die nur einige Minuten in Anspruch genommen, konnten wir sehen, daß der Feind auf der andern Seite auf gleiche Weise beschäftigt war.

Die Indianer hatten sich um ihren Häuptling versammelt, und wir sahen an ihren Gesticulationen deutlich, daß sie sich beriethen, wie sie sich benehmen sollten.

Unser Erscheinen mit den Kindern ihrer vornehmsten Leute als Gefangene hatte sie mit Bestürzung über das, was sie sahen, und Besorgnissen einer furchtbaren Art wegen dessen, was sie nicht sahen, erfüllt. Bei der Rückkehr von einem glücklichen Beutezuge — mit Raub beladen — und von der Aussicht auf Feste und Triumphe erfüllt — bemerkten sie plötzlich, daß sie in ihrem eigenen Spiele überlistet worden waren. Sie wußten, daß wir ihre Stadt besucht hatten, sie vermutheten, daß wir ihre Häuser ausgeplündert und verbrannt, und ihre Weiber und Kinder niedergemetzelt hätten. Sie glaubten, daß nichts Geringeres geschehen sei, denn dies war dieselbe Arbeit, womit sie sich beschäftigt hatten, und ihr Urtheil war ihrem eigenen Benehmen entnommen.

Sie sahen überdies, daß wir eine starke Schaar waren, welche das, was sie gefangen hatte, vertheidigen

konnte — wenigstens gegen sie — denn sie wußten recht gut, daß die Skalpjäger mit ihren Feuergewehren ihnen mehr als gewachsen waren, wenn die Zahl nicht übermäßig ungleich genannt werden konnte.

Bei diesen Ideen bedurfte es also auf ihrer Seite so gut, wie auf der unsern, der Ueberlegung, und wir wußten, daß es eine Zeitlang dauern müsse, ehe sie handeln würden. Auch sie befanden sich in einem Dilemma.

Die Jäger gehorchten dem Verlangen Seguins, blieben schweigend stehen und warteten, bis Rube seinen Rath gegeben haben würde.

Der alte Trapper stand abseits, halb auf seine Büchse gelehnt, die er mit beiden Händen in der Nähe der Mündung gefaßt hielt.

Er hatte den Pfropfen herausgezogen und blickte in den Lauf, als ob er einen Orakelgeist, den er darin eingeschlossen hielt, zu Rathe ziehen müsse. Es war eine von Rube's eigenthümlichen Gewohnheiten, und diejenigen, welche sie kannten, lächelten, als ob sie ihn beobachteten.

Nach einigen, auf diese Weise zugebrachten Minuten schien das Orakel seine Antwort gegeben zu haben. Rube steckte den Pfropfen wieder hinein und kam auf den Anführer zu.

„Bil hat Recht, Capitain; wenn die Indianer bekämpft werden müssen, so läßt es sich am besten da

thun, wo es Felsen oder Bäume giebt. Auf der Prairie würden sie uns schlagen, das ist ausgemacht. Nun, es giebt zwei Dinge: sie werden entweder auf uns zukommen — in dem Falle ist dort unser Terrain," hier deutete er auf einen Ausläufer des Mimbresgebirges — „oder wir werden ihnen folgen müssen und dann können wir es eben so leicht thun, als von einem Baume fallen. Sie haben ihre Beine nicht ganz frei."

„Woher sollten wir aber in diesem Falle Mundvorräthe nehmen? wir könnten ohne dieselben nicht durch die Wüste kommen."

„Nun, Capitain, das hat keine Schwierigkeit. Wenn die Prairie eben so trocken ist, wie jetzt, so könnte ich die ganze Cavallada eben so leicht, wie eine Büffelheerde, stampeden, und ich denke mir, daß wir dann auch einen Theil davon erhalten würden. Dieses Kind spürt jedoch noch etwas Schlimmeres."

„Was?"

„Ich fürchte, daß wir auf dem Rückwege mit Dacoma's Niggern zusammenstoßen werden. Das ist es, was ich fürchte."

„Allerdings, — es ist höchst wahrscheinlich."

„Das ist es — wenn sie nicht etwa in dem Cannon eingeholt worden sind, und das denke ich nicht. Sie verstehen jenen Creek zu gut dazu."

Die Wahrscheinlichkeit, daß Dacoma's Schaar

bald zu der des Oberanführers stoßen würde, war für Alle unverkennbar und warf einen Schatten der Entmuthigung auf jedes Gesicht. Sie verfolgte uns ohne Zweifel immer noch und mußte bald in unserer Nähe ankommen.

„Nun, Capitain,“ fuhr der Trapper fort, „ich habe Euch meine Ansicht mitgetheilt, wenn wir zum Kampfe gezwungen werden sollten. Aber ich habe Hoffnung, daß wir die Weiber zurückbekommen können, ohne unser Flintenfutter zu verschwenden.“

„Wie? wie?“ fragten der Anführer und Andere eifrig.

„Nun, auf diese Weise,“ antwortete der Trapper, welcher mich durch die Weitschweifigkeit seiner Redeweise beinahe erzürnte. „Ihr seht jene Indianer auf der andern Seite der Schlucht?“

„Ja, ja, —“ antwortete Seguin hastig.

„Nun, und Ihr seht auch diese hier?“ und der Redner deutete auf unsere Gefangenen.

„Ja — ja!“

„Nun, seht Ihr, jene dort drüben haben, wenn ihre Häute auch kupferfarbig sind, doch ebensogut Gefühl für ihre Kinder, wie weiße Christenmenschen. Sie essen sie mitunter, das ist wahr; aber dafür ist ein religiöser Grund vorhanden, den nicht Viele von uns verstehen.“

„Und was meint Ihr, das wir thun sollen?“

„Nun, steckt einen weißen Lappen auf eine Stange und bietet ihnen an, die Gefangenen auszutauschen. Sie werden es verstehen, und die Bedingungen annehmen, dafür bürge ich. Das hübsche, kleine Mädchen, mit dem langen Haar, ist die Tochter des obersten Häuptlings und die übrigen sind die Kinder der vornehmsten Leute des Stammes — ich habe sie deshalb ausgelesen. Ueberdies haben wir Dacoma und die junge Königin hier. Sie werden sich um diese ihre Nägel abbeißen. Ihr könnt den Häuptling aufgeben und ihnen die Königin abhandeln, so gut Ihr vermögt."

„Ich werde Euren Rath befolgen," rief Seguin, dessen Augen, in der Erwartung eines glücklichen Resultats, blitzten.

„Nun, so habt Ihr keine Zeit zu verlieren, Capitain. Wenn Dacoma's Leute erscheinen, so wird Alles, was ich gesagt habe, nicht so viel werth sein, wie die Haut einer Sandratte."

„Es soll kein Augenblick versäumt werden," sagte Seguin, und er gab Befehl, die Friedensflagge aufzustecken.

„Es würde am besten sein, Capitain, wenn Ihr ihnen zuerst sehen ließet, was wir haben. Sie haben Dacoma und die Königin noch nicht gesehen; sie stecken im Gebüsch."

„Ganz richtig," antwortete Seguin. „Kameraden, bringt die Gefangenen an den Rand der Barranca.

Bringt den Navajohäuptling — bringt die — meine Tochter!“

Die Leute beeilten sich, dem Befehle zu gehorchen, und nach einigen Minuten wurden die gefangenen Kinder mit Dacoma und der Königin an den Rand des Abgrundes geführt. Die Serapen, welche sie verhüllt hatten, wurden abgenommen und sie standen in ihrem gewöhnlichen Costüm vor den Augen der Indianer. Dacoma trug noch seinen Helm und und die Königin ward durch ihre leichte, federgestickte Tunica leicht erkennbar. Auch wurden sie sofort erkannt.

Die Navajos ließen einen eigenthümlichen Schrei hören, als sie diesen neuen Beweis ihrer Niederlage erblickten. Die Krieger nahmen ihre Lanzen von dem Rücken und stießen sie in ohnmächtiger Entrüstung in den Boden. Einige von ihnen zogen Skalpe aus ihren Gürteln, steckten sie auf die Spitzen ihrer Speere und schüttelten sie über den Abgrund gegen uns. Sie glaubten, daß Dacoma's Schaar besiegt, wie ihre Weiber und Töchter vernichtet worden seien, und bedrohten uns mit Geschrei und Geberden.

Unterdessen bemerkten wir eine Bewegung unter den gesetzteren Kriegern — sie beriethen sich.

Der Kriegsrath ging zu Ende, man sah eine Abtheilung zu den gefangenen Frauen, welche weit dahinten geblieben waren, galoppiren.

„Großer Gott!“ rief ich, von einer entsetzlichen

Idee ergriffen, „sie werden sie niedermetzeln! Schnell die Flagge in die Höhe!“

Ehe die Fahne aber noch an die Stange befestigt werden konnte, waren die mexicanischen Frauen von den Pferden genommen, ihre Rebozos abgenommen, und sie an den Rand des Abgrundes geführt worden.

Es sollte nur eine erwiedernde Prahlerei, die Vergeltung eines Schmerzes sein; denn offenbar wußten die Wilden, daß sich unter ihren Gefangenen die Frau und Tochter unseres Anführers befanden. Sie wurden leicht erkennbar an den Rand der Barranca gestellt.

Vierzehntes Kapitel.

Die Waffenstillstands-Flagge.

Sie hätten sich die Mühe ersparen können. Wir hatten den Schmerz bereits gefühlt; aber es erfolgte jetzt eine Scene, welche uns neue Leiden bereitete.

Bis zu diesem Augenblicke waren wir von den uns nahestehenden Theuren nicht erkannt worden. Die Entfernung war für das unbewaffnete Auge zu groß gewesen, und unsere gebräunten Gesichter und reisebefleckten Kleidungsstücke waren an sich schon Masken.

Aber die Instincte der Liebe sind schnell thätig und scharf, und die Augen meiner Verlobten ruhten auf mir. Ich sah sie vorwärts springen, ich hörte einen schmerzlichen Ruf, zwei schneeweiße Arme wurden ausgestreckt, und sie sank ohnmächtig auf die Klippe nieder.

In demselben Augenblicke hatte Madame Seguin den Anführer erkannt und rief ihn bei seinem Na-

men. Seguin schrie ihr eine Antwort zu und forderte sie in flehendem Tone auf, geduldig und still zu bleiben.

Mehrere von den anderen Frauenzimmern, die alle jung und hübsch waren, hatten ihre Geliebten und Brüder erkannt und es erfolgte eine peinliche Scene.

Aber mein Auge war auf sie geheftet. Ich sah, daß sie aus ihrer Ohnmacht wieder zu sich kam. Ich sah den Wilden in der Husaren-Uniform absteigen, sie auf seine Arme erheben und auf die Prairie zurückbringen.

Ich folgte ihnen mit ohnmächtigen Blicken. Ich sah, daß er ihr freundliche Aufmerksamkeiten bewies und und dankte ihm beinahe dafür, obgleich ich wußte, daß es nur die selbstsüchtige Galanterie des Liebhabers war.

Nach Kurzem erhob sie sich wieder und stürzte nach der Barranca zurück. Ich hörte über den uns trennenden Zwischenraum meine Namen erschallen. Der ihre wurde zurückgerufen; aber in demselben Augenblicke umringten die Wächter sowohl Mutter, wie Tochter, und führten sie auf die Prairie zurück.

Unterdessen war die weiße Flagge befestigt worden, und Seguin hielt sie in die Höhe und stellte sie vor uns.

Wir blieben stumm und warteten begierig auf Antwort.

Unter den zusammengetretenen Indianern trat eine Bewegung ein; wir hörten sie eifrig sprechen und sahen, daß unter ihnen etwas vorging.

Nach Kurzem kam ein hoher, hübscher Mann aus ihrer Mitte hervor und hielt in seiner linken Hand einen weißen Gegenstand in die Höhe. Es war eine gebleichte Hirschhaut. In seiner rechten Hand trug er eine Lanze.

Wir sahen ihn die Hirschhaut auf die Lanzenspitze stecken und sie emporhalten. Unser Friedenssignal wurde dadurch beantwortet.

Seguin gebot seinen Jägern Schweigen, erhob darauf seine Stimme und rief laut in der Sprache der Indianer:

„Navajos! Ihr wißt, wer wir sind. Wir haben Euer Land durchzogen und Eure Hauptstadt besucht. Es war unser Zweck, unsere theuern Verwandten zu suchen, die sich, wie wir wußten, gefangen in Eurem Lager befanden. Einige haben wir wieder erlangt — aber viele Andere haben wir nicht finden können. Damit diese uns später wiedergegeben werden mögen, haben wir, wie Ihr seht, Geiseln genommen. Wir hätten noch viele Andere mitnehmen können, aber diese hielten wir für genug. Wir haben Eure Stadt nicht verbrannt — wir haben weder Euern Frauen, noch Euren Töchtern oder Kindern ein Leides zugefügt. Mit Ausnahme dieser unserer Gefangenen werdet Ihr Alle noch eben so finden, wie Ihr sie zurückgelassen habt.“

Durch die Reihen der Indianer lief ein Murmeln. Es war ein Ausdruck der Zufriedenheit. Sie hatten sämmtlich geglaubt, daß ihre Stadt zerstört und ihre

Weiber niedergemetzelt seien, und die Worte Seguins brachten daher eine eigenthümliche Wirkung hervor.

Wir konnten unter den Kriegern freudige Ausrufe und Reden hören. Das Schweigen wurde aber endlich wieder hergestellt, und Seguin fuhr fort:

„Wir sehen, daß Ihr in unserm Lande gewesen seid. Ihr seid rothe Männer. Rothe Männer können für ihre Verwandten ebensogut fühlen, wie weiße. Wir wissen dies, und aus diesem Grunde habe ich die Fahne des Friedens erhoben, damit Jeder dem Andern sein Eigenthum zurückgeben kann. Es wird dem großen Geiste gefallen und uns Beiden Zufriedenheit geben. Denn das, was Ihr habt, ist für uns von größtem Werth, und das, was wir haben, ist nur Euch theuer. Navajos, ich habe gesprochen, ich erwarte Eure Antwort.“

Als Seguin zu Ende war, sammelten sich die Krieger unter dem obersten Häuptling, und wir konnten sehen, daß unter ihnen eine eifrige Debatte stattfand.

Offenbar gab es unter ihnen mißbilligende Stimmen; aber die Debatte war bald vorüber, und der oberste Häuptling trat vor und gab dem Manne, welcher die Flagge hielt, einige Instructionen.

Der Letztere antwortete mit lauter Stimme auf Seguins Rede Folgendes:

„Weißer Häuptling! Du hast gut gesprochen, und Deine Worte sind von unsern Kriegern erwogen worden. Du verlangst nicht mehr, als was recht und billig ist.

Es würde dem großen Geiste gefallen und uns befriedigen, wenn unsere Gefangenen ausgetauscht werden könnten. Aber wie vermögen wir zu beurtheilen, ob Deine Worte wahr sind? Du sagst, daß Ihr unsere Stadt nicht verbrannt, unsern Weibern und Kindern nichts zu Leid gethan habt. Wie können wir wissen, ob das wahr ist? Unsere Stadt ist weit entfernt, und unsere Weiber ebenfalls, wenn sie noch leben — wir können sie nicht fragen, wir haben nur Dein Wort — es ist nicht genug."

Seguin hatte die Schwierigkeit bereits vorausgesehen und einen von den Gefangenen, einen intelligenten Burschen, herbeizubringen befohlen.

Der Knabe erschien in diesem Augenblicke an seiner Seite.

„Frage ihn!" schrie er, auf den gefangenen Knaben deutend.

„Und warum sollen wir nicht unsern Bruder —, den Häupling Dacoma, fragen? Der Knabe ist jung — vielleicht versteht er uns nicht. Der Häuptling könnte uns bessere Sicherheit geben."

„Dacoma war nicht mit uns in der Stadt — er weiß nicht, was mit uns geschehen ist."

„Laß das von Dacoma beantworten!"

„Bruder," sagte Seguin, „Du hegst einen unrechten Verdacht; aber Du sollst seine Antwort haben." Und er richtete einige Worte an Dacoma, welcher neben ihm auf dem Boden saß.

Die Frage wurde hierauf direct von dem Sprecher an Dacoma gestellt. Der stolze Indianer, welcher von der demüthigenden Lage, in welche er sich versetzt sah, auf das tiefste erbittert zu sein schien, antwortete mit einer zornigen Handbewegung und einem kurzen Ausrufe verneinend.

„Nun, Bruder,“ fuhr Seguin fort, „Du siehst, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Frage den Knaben, was Du zuerst vorgeschlagen hattest.“

Der Knabe wurde hierauf befragt, ob wir die Stadt verbrannt, und die Frauen und Töchter gemordet hätten. Auf diese beiden Fragen gab er ebenfalls eine verneinende Antwort.

„Nun, Bruder,“ sagte Seguin, „bist Du zufriedengestellt?“

Es erfolgte lange Zeit keine Antwort. Die Krieger hatten sich abermals zur Berathung gezogen und gestikulirten eifrig und energisch. Wir konnten sehen, daß es unter ihnen eine Partei gab, welche friedlichen Maßregeln abgeneigt war, und offenbar den Andern rieth, sich auf das Glück einer Schlacht zu verlassen. Dies waren die jüngern Krieger, und ich bemerkte, daß derjenige, welcher die Husarenuniform trug, und wie uns Rube sagte, der Sohn des obersten Häuptlings war, der Anführer dieser Partei zu sein schien.

Wenn nicht der oberste Häuptling beim Ausgange so tief betheiligt gewesen wäre, so würden die Rathschläge dieser Partei vielleicht die Oberhand behalten haben;

denn die Krieger wußten nur zu gut, welcher Spott ihrer unter den benachbarten Stämmen warten würde, wenn sie ohne Gefangene zurückkehren sollten. Ueberdies befanden sich Viele unter den Indianern, welche ein anderes Interesse an ihrer Festhaltung fühlten. Sie hatten die Töchter des Rio del Norte geschaut und gesehen, daß sie schön waren.

Aber die Rathschläge der ältern Partei behielten endlich die Oberhand, und der Wortführer antwortete:

„Die Navajo-Krieger haben überlegt, was ihnen zu Ohren gekommen ist. Sie glauben, daß der weiße Häuptling die Wahrheit gesprochen hat, und willigen ein, ihre Gefangene auszutauschen. Damit dies auf passende und gehörige Weise geschieht, schlagen sie vor, daß auf jeder Seite zwanzig Krieger ansgewählt werden — daß diese in Gegenwart Aller ihre Waffen auf die Prairie legen — daß sie darauf ihre Gefangenen an den Uebergang der Barranca an dem Bergwerk führen — und dort die Bedingungen ihres Austausches festsetzen — daß alle Uebrigen auf beiden Seiten jetzt bleiben, wo sie sind, bis die unbewaffneten Krieger mit den ausgetauschten Gefangenen zurückkehren werden, daß dann die weißen Fahnen niedergelegt und beide Seiten von dem Vortrage frei sein sollen. Dies sind die Worte der Navajo-Krieger.“

Es dauerte einige Zeit, ehe Seguin diesen Vorschlag beantworten konnte. Er schien billig genug, und doch war eine M a n i e r dabei, welche uns veranlaßte,

eine geheime Absicht zu argwöhnen, und wir überlegten ihn einen Augenblick.

Die Schlußworte deuteten die Absicht der Feinde an, einen Versuch zur Wiedererlangung ihrer Gefangenen zu machen; aber wir kümmerten uns darum nur wenig, wenn wir sie nur erst auf unserer Seite der Barranca hatten.

Es war nicht mehr, wie billig, daß die Gefangenen von Unbewaffneten an die Stelle des Austausches geführt werden sollten, und zwanzig war eine passende Zahl. Aber Seguin wußte recht gut, wie die Navajo's das Wort „unbewaffnet“ auslegen würden, und mehrere von den Jägern erhielten leise den Auftrag, sich in das Gebüsch zu verlieren und ihre Messer und Pistolen unter ihren Jagdhemden zu verbergen.

Wir glaubten auf der entgegengesetzten Seite mit den Tomahawks unserer Gegner ein Aehnliches zu bemerken.

Wir konnten nur wenig gegen die vorgeschlagenen Bedingungen einwenden und da Seguin wußte, daß es von Wichtigkeit war, so eilte er, sie anzunehmen.

Sobald dies den Navajos angekündigt war, traten zwanzig, ohne Zweifel bereits auserwählte Männer auf die offene Prairie, stießen ihre Lanzen in den Boden und lehnten ihre Bogen, Köcher und Pfeile daran. Wir sahen keinen Tomahawk, obgleich wir wußten, daß jeder Navajo diese Waffe führte; sie hatten Alle die Mittel, sie an ihren Körpern zu verbergen, denn die

Meisten trugen die Kleidung des civilisirten Lebens in den geraubten Gewändern der Ranchos und Haciendas. Wir kümmerten uns wenig darum, da auch wir hinlänglich bewaffnet waren.

Wir sahen, daß die ausgewählte Schaar aus kräftigen Männern bestand. In der That waren es die ausgesuchten Krieger des Stammes.

Die unsrigen waren auf gleiche Weise gewählt. Unter ihnen befand sich El Sol und Garey, Rube und der Stierkämpfer Sanchez. Auch Seguin und ich gehörten zu der Zahl, die meisten von den Trappern, und einige von den Delaware-Indianern vervollständigten die Abtheilung. Die Zwanzig waren bald gewählt und wir traten, wie es der Feind gethan, auf den offenen Boden und stellten unsere Büchsen in Gegenwart des Feindes zusammen.

Unsere Gefangenen wurden sodann auf Pferde und Maulthiere gesetzt und zum Aufbruche bereit gemacht. Die Königin und die mexicanischen Mädchen befanden sich unter ihnen.

Dies Letztere war eine Kriegslist Seguins. Er wußte, daß wir Gefangene genug besaßen, um auch ohne diese einen gegen den anderen auszutauschen. Aber er sah, gleich uns Allen, ein, daß, wenn wir die Königin zurückließen, die Unterhandlungen unterbrochen und vielleicht gänzlich fruchtlos gemacht werden würden.

Er hatte daher beschlossen, sie mitzunehmen, indem

er sich darauf verließ, an Ort und Stelle bessere Bedingungen für sie zu erhalten. Wenn dies mißlänge, so konnte es nur eine Berufung geben — die auf die Waffen und er wußte, daß unsere Schaar sich auf diese Alternative gut gerüstet hatte.

Beide Theile waren endlich bereit, und begannen, auf ein gegebenes Signal, der Barranca entlang auf das Bergwerk zuzureiten. Die übrigen Mitglieder der beiden Schaaren blieben zurück und betrachteten einander quer über den Abgrund hinweg mit Blicken des Mißtrauens und des Hasses. Kein Theil konnte sich bewegen, weil es der andere sah, denn die Ebenen, auf welchen sie sich befanden, waren, wenn auch auf der entgegengesetzten Seite der Barranca, doch nur Abschnitte desselben horizontalen Plateau's. Ein Reiter, welcher von der einen oder anderen Abtheilung entsendet worden wäre, hätte von den anderen viele Meilen weit gesehen werden können.

Die Waffenstillstandsflaggen flatterten immer noch, und die Speere der Indianer waren in den Boden gesteckt; aber jede von den feindlichen Schaaren hielt ihre Pferde gesattelt und gezäumt, und war bereit, bei der ersten Bewegung der andern aufzusteigen.

Ende des dritten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.